ter dieſer Maske wider meine Ehre ausbrütet. Sein verdorbnes Herz läßt mich das Ärgſte befürchten.“

„Ich darf ihn den ganzen Abſcheu meiner Seele nicht fühlen laſſen; aber in die Länge werde ich die Verſtellung nicht aushalten können. Wenn er erſt wüßte, daß du der Schild biſt, der mein Herz gegen alle Pfeile ſeiner Verführungskunſt ſtählet! Nein, das ſoll er nicht wiſſen. Er würde dich ſeiner Rache aufopfern. — Er iſt eben ſo rachgierig als ſtolz — und wo gibt es eine Gerechtigkeit gegen den Übermuth der Großen? Ich will noch länger leiden, will meinem Herzen noch längere Gewalt anthun. Nur ſage mir mit einer Zeile, daß du mich noch liebſt — und kannſt du, ſo erſcheine bald als der Retter

deiner Caroline.“

Der alte Spanier machte nach Leſung dieſes Briefes eine Pauſe, und es ſcheint mir, daß es für meine Leſer und mich gut ſey, wenn auch ich eine mache. — — —

---

## Fünftes Kapitel.

---

**Fortſetzung der Geſchichte des alten Spaniers.**

**Alle Herren und Damen, die ſchwache Nerven haben, werden beſſer thun, wenn ſie dieſes Kapitel überſchlagen.**

Unſer Wilder hatte vom ganzen Briefe keine Sylbe verloren, und als Fernandos damit beſchäftiget war, denſelben wieder ins Packet zu legen, ſo glaubte er, daß er nun wohl, ohne den Faden der Geſchichte zu un-

terbrechen, seine Meinung hierüber sagen dürfe.

„Aus dem ganzen Briefe," sagte er, „sehe ich bloß, daß du an eine unrechte Dame gekommen bist, oder daß du wenigstens den Zeitpunct verfehlt hast. Man muß den Launen der Damen nachgeben. Meine Cordovanerinn, die mich auf der Reise nach Madrid von sich stieß, hat mich in Paris mit vieler Wärme ans Herz gedrückt."

„Ich hätte also, ohne mich im geringsten zu ärgern, den Brief an ihren Liebhaber ablaufen lassen, und wohl auch die Dame, Falls es ihr an Geld fehlte, mit einem Beutel Louisd'ors oder Guineen in die Arme ihres Carlos geführt. Das würde ihr keine kleine Freude gemacht haben, und sie hätte dich vielleicht aus Dankbarkeit wieder geliebt.

Ich weiß es noch von meiner Pariſerinn und Engländerinn her, was für einen Einfluß die Louisd'ors und Guineen auf die Dankbarkeit der Damen haben."

So wenig es dem guten Fernandos lächerlich ums Herz war, ſo konnte er ſich doch über dieſen Gedanken des Lächelns nicht enthalten.

„O mein Sohn!" ſagte er; „das wäre freylich eine großmüthige Handlung geweſen: aber beleidigte Liebe kennet keine Großmuth. Die Eiferſucht hatte ſich meines Herzens bemeiſtert; und wo dieſe Furie herrſcht, dort erſticken alle guten Empfindungen."

„Die Eigenliebe mahlte mir dieſen Brief als die größte Beſchimpfung vor, die mei-

ner Geburt und meinen Vorzügen widerfahren konnte. Ha, rief ich! also nicht aus Tugend widerstand die Häuchlerinn meinen Wünschen! Eine buhlerische, fremde Flamme brennt in ihrem Herzen! Diese machte sie gefühllos gegen meine Zärtlichkeit, meine Briefe, meine Geschenke — und gegen wen nährt sie diese Flamme? Gegen den Sohn eines gemeinen Bürgers — — **Wie! ein Bürger der Nebenbuhler eines Edelmannes!!!** Dieser Gedanke war mir unerträglich. — Ich schäumte vor Wuth, und stürzte auf Carolinens Zimmer. — — — Ich schlage mit Ungestüm die Thür auf, und sehe einen jungen Mann, der das Mädchen mit thränendem Auge ans Herz drückt. Caroline lag mit ihrem Haupte an seinem Busen. — — **Welche Überraschung! du hier, Carlos?** das waren ihre Worte. — — —

„Carlos? ſchrie ich, und ſtürzte wüthend mit entblößtem Degen in beyde hinein, und Caroline fiel todt zu meinen Füßen. — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

## Sechstes Kapitel.

Die Geſchichte des alten Spaniers wird fortgeſetzt. Der Autor faßt ſich ſo kurz als möglich, um die Herren und Damen nicht zu ermüden.

Fernandos war einige Secunden unbeweglich, und mit verhülltem Geſichte da geſeſſen. Domingo ſah unter der Hand weg einige Thränen die Wangen herab rollen.

„Ich bedaure dich,“ sagte der Wilde; „denn wenn dich schon die bloße Zurückerinnerung Thränen kostet, was muß dein Herz erst in dem Augenblicke selbst gefühlet haben! Ich weiß, wie mir war. Ich hätte gern mein ganzes Blut hingegeben, wenn mein erschlagener Freund wieder zum Leben kam.“ —

Der Greis schlug die noch nassen Augen auf. — „Du irrst, mein Sohn!“ sagte er mit wildem Blicke. — „So edel handelt der beleidigte Stolz der Großen nicht. — Ich schäme mich, es zu gestehen; aber ich fühlte keine Spur von Reue; ja ich weidete mich mit unbeschreibbarer Wollust an ihrem sterbenden Blicke, und an der Verzweiflung ihres Geliebten.“

„Davon habe ich abermahl keinen Begriff,“ sagte der Insulaner. — „Aber hat dir die-

ſer Auftritt nicht Verdruß gemacht? Ich weiß ja, daß es in der Chriſtenheit verbothen iſt, ſeinen Nebenmenſchen umzubringen, und daß der Tod darauf ſteht."

„Dieß Geſetz iſt freylich vorhanden," erwiederte Fernandos; „aber die Strafe der Übertretung trifft abermahl nur die Kleinern. Geburt und Reichthum ſind Freyheitsbriefe gegen alle Verbrechen und Strafen. Es gibt Länder, wo der Edelmann gegen eine gewiſſe Taxe ſeinen Unterthan, oder ſonſt einen gemeinen Bürger, je nach dem ihm die Laune kam, entweder zu Tode prügeln, oder wie einen Vogel vom Baume ſchießen konnte."

„O die abſcheulichen Edelleute!" rief der Wilde. „Dieß Land kann unmöglich in der Chriſtenheit liegen."

„Es liegt nur zu gut darin,“ ſagte Fernandos; „und es gibt vielleicht kein Volk, das ſich ſo ſtreng an die Geſetze der Kirche hält. — Doch zur Vollendung der Geſchichte. — — Meine Schandthat wurde unterdrückt. Man gab der Sache die Wendung, als wäre es nur Nothwehr geweſen: ihr Geliebter mußte am erſten den Degen wider mich gezogen haben: ich hätte mich zu vertheidigen geſucht; Caroline wäre dann zwiſchen uns geſprungen, und mir ſelbſt in den Degen gelaufen. Das ermordete Mädchen wurde alſo im Stillen aus dem Hauſe geſchafft; Carlos wurde eingezogen, und er hatte von beſonderm Glücke zu reden, daß er noch mit der Landesverweiſung davon kam.“

„Das war ja eine abſcheuliche Ungerechtigkeit!“ fiel der Wilde ein. —

„Das war es," erwiederte der Spanier; — „aber wollte Gott, daß dieß das einzige Brandmahl der so genannten Gerechtigkeit wäre! Vielleicht schmachtet, indem wir davon reden, noch mancher Unschuldiger in den Kerkern dieser Gerechtigkeit."

„Ich werde mich wohl in Acht nehmen," versetzte der Wilde, „daß ich es mit keinem Großen und keiner Gerechtigkeit mehr zu thun bekomme. — — Allein du wirst den armen Carlos doch auf irgend eine Art entschädigt haben?"

„Gönne mir eine kleine Erholung," sagte Fernandos, „und ich werde dir meine weiteren Schicksale erzählen."

Der Wilde lief nach einem Topfe frischer Milch. Der Greis labte sich, und wenn Sie

bis zum folgenden Kapitel Geduld tragen wollen, so sollen Sie das Ende der Geschichte hören.

---

## Siebentes Kapitel.

Beschluß der Geschichte des Spaniers. — Der Autor hätte, wenn er weniger billig dächte, leicht zehn andere Kapitel damit anfüllen können.

„Unter die Fehler der damahligen Erziehung der Großen," hob der Greis an, „gehörte vorzüglich der Aberglaube. — Vielleicht thue ich dem Adel nicht unrecht, wenn ich behaupte, daß noch jetzt falsche Andacht und Aberglaube einer seiner charakteristischen Züge sey, und daß er es auch bleiben wer-

de, ſo lange gewiſſe Menſchen die Erziehung und Bildung des Adels leiten. — Indeſſen ſtiftete der Aberglaube dieß Mahl etwas Gutes; denn er rächte Carolinen an ihrem Mörder. Er erfüllte meine Seele mit Angſt und Furcht. Ich ſah überall den Geiſt der Erſchlagenen vor mir.“

„Was verſtehſt du unter Geiſt?“ fiel der Wilde ein. —

„Unter Geiſt,“ erwiederte Fernandos, „verſteht die Welt ein Weſen, das keinen Körper hat.“

„Und ſo ein Weſen wollteſt du ſehen?“ rief der Inſulaner. „Kann denn das Auge ſehen, was nicht ſichtbar iſt?“

„Der Aberglaube,“ ſagte der Greis, „wür-

de dir diese Frage sehr übel nehmen, und dir durch tausend Geister- und Gespensterge-schichten nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Wirklichkeit erweisen; denn er nimmt die Bilder der durch Furcht erhitzten Imagination für wirkliche Wesen. Ich denke nun freylich anders darüber; aber damahls glaubte ich an Erscheinungen, und hielt das Schreckbild des aufwachenden Gewissens, das mich bey Nacht und Tage verfolgte, für Karolinens Geist."

„Ich getrauete mich nicht, allein auf dem Zimmer zu schlafen; ich behing mich mit Amuletten, und bespritzte Bett und Zimmer mit Weihwasser. Ja ich suchte durch eine ansehnliche Geldsumme, die ich einem frommen Pater auf Seelenmessen gab, den Geist der Erschlagenen zu versöhnen — — allein das Schreckbild wich nicht von mir. Die Furie

der Furcht zerfleischte mein Herz; ich zehrte sichtbar ab, und wurde zum Todtengerippe."

„Die Ärzte, die nicht um die wahre Ursache des Übels wußten, riethen zur Luftveränderung, und ich ging, so ungern mich meine Mutter von sich ließ, und so eine seltene Erscheinung damahls ein reisender Spanier war, nach Paris."

„Ich hatte Geld, und bekam also bald Freunde. Es waren nicht acht Tage herum, so wurde ich vom abergläubigen Andächtler zum Freygeist ohne Grundsätze. Ich stürzte mich in die Arme der Wollust. — — Was Amulette und Weihwasser nicht vermochten, das bewirkten Pariserinnen. Die Stimme des bereits aufgewachten Gewissens wurde betäubt; Caroline ward vergessen, und ihr Geist erschien mir nicht weiter."

„Da war doch immer etwas gewonnen,“ fiel der Insulaner ein. —

„Nicht viel,“ sagte der Greis, und fuhr in der Erzählung fort. „Sechs Monathe waren in diesem Taumel hingeflossen, als ich die Nachricht von dem Tode meines Vaters erhielt.“

„Ich fand bey dieser Gelegenheit den Satz bestätiget, daß Ältern, wie Fremde, sich darum verdient machen müssen, wenn sie Liebe wollen. Ich sah meinen Vater von Jugend an kaum ein Mahl die Woche. Er war mir fremd. Sein Tod machte daher, anstatt meine Seele mit Schmerz zu erfüllen, vielmehr einen angenehmen Eindruck auf mich; denn ich sah mich nun in den Stand gesetzt, meinen Leidenschaften den Kreis der Befriedigung zu erweitern.“

„Meine Mutter bath mich auf das zärtlichſte, nach Madrid zurück zu kehren, und von den Gütern meines Vaters Beſitz zu nehmen. Ich ließ mehrere ihrer Briefe unbeantwortet: endlich ſchickte ich mich zur Reiſe an. Meine Freunde begleiteten mich bis an den erſten Poſtwechſel. Hier wurde die Nacht durch geſchwärmt, und am Morgen ſollte die Reiſe weiter gehen. Nahe am Dorfe lag ein Luſtwäldchen. Wir hatten Mädchen bey uns. Ich hatte mich mit einem derſelben von der Geſellſchaft entfernt, und in die Schattengänge des Waldes verloren. Die Sonne warf eben die erſten Strahlen durch die Bäume, als ein junger, rüſtiger Mann mit geſpannten Piſtolen aus dem Gebüſche hervor ſprang. Das Mädchen entfloh. — Ich hielt ihn für einen Straßenräuber, und both ihm zitternd Börſe und Uhr an, als er den herab geſtülpten Hut zurück ſchlug, und

ich den Geliebten der Caroline in ihm erblickte." — —

„O mein Sohn! es ist ein feiges Ding, um einen Bösewicht. Das Blut war mir bey seinem Anblicke in den Adern erstarrt. — Ich warf mich ihm zu Füßen, flehte um mein Leben, und trug ihm mein ganzes Vermögen an."

„Behalte dein Geld, feiger Bube!" rief er mit entflammtem Gesichte. — „Bey deinen Richtern konntest du dich mit Geld von deinem Morde los kaufen. — — — Carolinens Schatten kann nur der Tod ihres Mörders versöhnen. — Diese Pistole ist für dich, und diese für mich — und dann sey Gott Richter über uns!" — —.

„Mit diesen Worten drückte er die eine

Piſtole gegen mich los, und mit der andern ſchoß er ſich vor den Kopf. Ich ſah ihn fallen, indem ich ſelbſt neben ihm zuſammen ſtürzte." —

„Von dieſer Art Rache," fiel der Inſulaner ein, „habe ich abermahl keine Idee. Man hört doch ganz beſondere Dinge in der Chriſtenheit."

„Als ich wieder zu mir kam," fuhr Fernandos zu erzählen fort, „befand ich mich auf dem Stübchen eines Bauers, zwiſchen den Händen eines Wundarztes, und des Dorfpfarrers, von denen ſich der eine mit meinem Leibe, und der andere mit meiner Seele beſchäftigte."

„Der Arzt gab mir wenig Hoffnung zum Leben; der Pfarrer aber ſprach mir Troſt zu,

und ſuchte mich aufzuheitern. Ich will nicht ſagen, daß er dadurch vielleicht mehr, als der Arzt ſelbſt, zur Heilung meiner Wunde beytrug; wenigſtens aber verdanke ich ihm den Grund zu meiner moraliſchen Beſſerung. Er warf nicht mit Lehren und trocknen Sittenſprüchen um ſich, ließ mich aber die Wahrheit fühlen, daß jedes Verbrechen früh oder ſpät ſich ſelbſt beſtrafe, und daß wir, um auf dieſer Welt glücklich zu leben, gut ſeyn müſſen. Er überzeugte mich, daß Reue, ſo vollkommen ſie auch ſeyn möge, nicht hinlänglich ſey, und daß nur anhaltende Beſſerung die beleidigte Tugend verſöhne."

„Man hatte bey Carlos einen Brief gefunden, der an ſeine Mutter gerichtet war. Der Pfarrer ließ ihn ablaufen; doch begleitete er ihn mit einigen Zeilen, worin er das Herz der gekränkten Mutter aufzurichten ſuch-

te. Zugleich empfahl er mir ihr Schicksal auf das nachdrücklichste.“

„Nach drey Monathen war ich wieder hergestellt, und trat nun mit weit ruhigerm Herzen die Reise nach meinem Vaterlande an. Der redliche Pfarrer versprach mir seine Freundschaft, und unterhielt bis an sein Ende einen vertrauten Briefwechsel mit mir.“ —

„Meine Mutter ward bey der Nachricht von dem mir zugestoßenen Unglücke vom Schlage gerührt; und wenn sie sich schon wieder erhohlte, so wirkte doch der Gedanke, daß eine **Bürgershand** die Frechheit hatte, nach ihrem adeligen Sohne zu schiessen, so gewaltsam auf ihre Nerven, daß sie diesen ihren Ahnen angethanen Schimpf nur wenig Wochen überlebte.“

„Ich fand sie todt. Meine erste Sorge war, die alte Mutter des Carlos aufzusuchen, und sie für den Verlust ihres Sohnes, wenigstens so gut ich konnte, zu entschädigen. Ich fand sie auf einem Dorfe sehr krank zu Bette liegen. Sie hatte ihr graues Haupt an den Busen eines jungen Frauenzimmers gestützt, dessen Reitze mich so überraschten, daß ich darüber fast die Absicht meines Besuches vergaß."

„Ich näherte mich zitternd dem Bette der Kranken, entdeckte ihr mit stotternder Stimme, wer ich wäre, und legte einen Beutel mit Pistolen vor sie hin. — Sie sah mich mit weinenden Augen an. „Nehmen Sie Ihr Geld wieder, gnädiger Herr!" sagte sie. — „Geld kann einer Mutter ihren Sohn nicht ersetzen. Gott vergeb' es Ihnen; aber Sie haben einer trostlosen Mutter ihre Stütze, und

dieſem guten Kinde hier ihre geliebte Schweſter geraubt.“

„Wie?“ rief ich, „Carolinens Schweſter?“ und ſtürzte halb ohnmächtig dem Mädchen zu Füßen. — Marianne warf einen Blick voll Abſcheu auf mich, und wollte entfliehen. Ich aber klammerte mich an ſie an, deckte ihre Hand mit Thränen und Küſſen, und bath und flehte, bis ihr naſſes Auge auf mich niederblickte, und Vergebung ſprach.“ —

Thränen ließen den Greis nicht weiter reden, und der gute Inſulaner weinte mit ihm. — —

„Der ganze Becher ſinnlicher Wolluſt,“ fuhr der Greis nach einer Pauſe fort, „hat keinen Tropfen von jener Freude aufzuweiſen, die meine Seele in dieſem Augenblicke

fühlte. Carlos und Carolinens Geiſt ſchien vor mir zu ſchweben, und mir die Hand zur Verſöhnung zu reichen. Tauſend Losſprechungen des Prieſters hätten nicht mehr Ruhe in mein Herz zurück führen können, als Mariannens Vergebung winkender Blick."

„Aber bald ließ mich die verſöhnte Tugend noch größere Freuden genießen. Ich hatte Mariannen meine Hand angebothen. Lange widerſtand ſie, bis ſie endlich den Mörder ihrer Schweſter als Mann an den Buſen drückte. Mein mächtigſter Vorſprecher bey ihr war ihr eigenes Herz, das meine aufrichtige Reue und unverfälſchte Zärtlichkeit für mich gewonnen hatte."

„Die Madriderdamen verzogen über dieſe Heirath die Geſichter. Am wenigſten aber konnten ſie es Mariannen vergeben, daß ſie

mehr Reitze beſaß, als ſie zuſammen. Um ſie den hämiſchen Blicken und gerümpften Naſen dieſer kleinen Hofſeelen zu entziehen, ging ich mit meiner Gemahlinn und Carlos Mutter, die ſich wieder erhohlte, und mich wie ihren zweyten Sohn liebte, auf eines meiner Güter."

„Das waren die glücklichſten Stunden meines Lebens. Der Augenblick nähерte ſich, wo ich mich mit dem ſüßen Nahmen, Vater, ſollte nennen hören: aber dieſer ſo ſehnlich gewünſchte Augenblick koſtete Marianen das Leben — und wenige Monathe darauf nahmen mir die Kinderpocken meinen Sohn."

„Davon wiſſen wir auf unſerer Inſel abermahl nichts," fiel der Wilde ein. „Ich kann

auch nicht begreifen, wie dieſe Krankheit unter euch ſolches Unheil anrichten könne, da ihr doch ſo viele Ärzte habt.“

„Es mag den Ärzten,“ erwiederte der Spanier mit ſeinem gewöhnlichen ſatyriſchen Lächeln, „eben nicht ſehr daran gelegen ſeyn, dieſes Übel auszurotten; denn ſonſt würden ſie es nicht fortpflanzen. — —

„Was?“ rief der Inſulaner; „ſie pflanzen es fort? Ich weiß wohl, daß ſie das eine glückliche Cur nennen, wenn man nur ein Ohr dabey verliert; daß ſie aber das ſo ſchädliche Blatterngift fortpflanzen ſollten, das hätte ich von dieſen gelehrten Männern nicht vermuthet.“

„Sie werden dir's auch nie eingeſtehen,“

ſagte der Greis; „da ſie aber das Blatterngift durch ihr Inoculiren in eine Blutmaſſe bringen, die davon rein war, und vielleicht auch (denn es iſt keine Nothwendigkeit, daß alle Menſchen die Blattern haben müſſen) immer davon rein geblieben wäre, ſo kann man ihnen mit Recht vorwerfen, daß ſie dieſes Gift im Menſchengeſchlechte fortpflanzen.“

„Es mag ſeyn, daß durch ihr Inoculiren manches Kind dem Tode entriſſen werde; aber ſicher würden ſich unſre Ärzte ungleich mehr um die Menſchheit verbinden, wenn ſie dieſelbe von dieſer wirklichen Peſt gänzlich zu befreyen ſuchten.“

„Ja wohl!“ ſagte der Inſulaner; „allein ich habe dich ganz von deiner Erzählung abgebracht.“ — —

„Sie iſt zu Ende," erwiederte der Greis. ‚Nur dieß muß ich noch anmerken, daß mich dieſe beyden auf einander gefolgten Streiche bald zum Menſchenfeinde gemacht hätten. Ich verließ mein Vaterland, und durchreiſete faſt ganz Europa; aber immer ſchwebte Mariannens Bild, und das Andenken meines Sohnes vor mir."

„Es vergingen Jahre, bis die Zeit dieſe Wunde heilte, und fromme Ergebung in die Hand der Vorſicht, und tiefere Blicke in die Nothwendigkeit der Weltübel mir die Seelenruhe gewährten, die mich ſelbſt in den Kerkern der Inquiſition nicht verließ, und mit der ich nun meiner vielleicht ſehr nahen Auflöſung entgegen ſehe."

„Daran mag ich gar nicht gedenken," fiel

der Wilde ein. „Ich erinnere mich noch an den Schmerz, den mir der Tod meines Diego verurſachte. Du biſt geſund, und kannſt und mußt noch lange leben.“

„Es wäre wohl lächerlich,“ erwiederte Fernandos, „wenn ein neunzigjähriger Greis noch lange zu leben hoffte. Ich fühle mich, mein Sohn! die Uhr wird bald abgelaufen ſeyn. Aber eben deßwegen möchte ich gern die nothwendigſten Dinge in Ordnung bringen. Hier in dieſem Päckchen befindet ſich mein letzter Wille. Du biſt mein Erbe. Dein ſey dieſe Hütte, und ein kleines Capital, das in der Wienerbank liegt. Ein Freund in Como, deſſen Adreſſe du hier findeſt, wird dir jährlich die Zinſen davon übermachen. Es iſt nicht viel; aber immer genug, um hier, unabhängig von der Welt, allen Falls auch

in Geſellſchaft einer Dame, ein ruhiges Leben zu führen.“

Das Wort Dame umzog das braune Geſicht des Inſulaners mit hoher Röthe.

„Ich könnte dir wohl auch,“ fuhr der Greis mit Lächeln fort, „die Anſprüche auf mein von der heiligen Inquiſition eingezogenes Vermögen hinterlaſſen; ich zweifle aber, daß du Luſt haben wirſt, deine Rechte geltend zu machen.“ — —

„Davor bewahre mich der Himmel!“ rief der Inſulaner, „und wenn es auch alle Luis-d'ors und Guineen der ganzen Welt gelten ſollte.“

„So mußt du alſo mit dem vorlieb neh-

·men, was ich dir geben kann," fuhr der Greis fort.

Der Inſulaner drückte ihn ans Herz.

„Keinen Dank!" ſagte Fernandes. „Ich vergelte bloß Liebe mit Liebe. — — Komm, wir wollen nun unſerm neuen Nachbar einen Beſuch machen. — Wie gefällt dir ſeine Nichte?"

„Ich möchte ſie wohl ans Herz drücken," erwiederte der Inſulaner mit feurigem Auge.

„Das könnte wohl geſchehen," verſetzte der Greis mit Lächeln, „wenn anders die Dame und der alte Onkel dazu ihre Einwilligung geben." — —

Es gab noch ein ziemlich komiſches Geſpräch; da aber dieſes Kapitel ſchon ohne das zu einem halben Buche angewachſen iſt, ſo will ich Sie damit verſchonen, und das Beſte davon für ein anders aufbehalten. — —

## Achtes Kapitel.

Ein großer Irrthum — Der alte Spanier wird es bey meinen ſchönen Leſerinnen wohl etwas verſchütten.

Als ſie auf dem Zimmer des Nachbars waren, erſuchte Fernandos ihn, und noch einen Freund, der ſich zufälliger Weiſe gegenwärtig befand, daß ſie eine Schrift, die er

ihnen vorlegte, als Zeugen unterschreiben möchten.

Domingo hatte gehöret, daß man bey Heirathen gewisse Verträge unterschreibe: er zweifelte keinen Augenblick, daß dieß ein Ehecontract sey, und drückte also Louisen, die mit ihm seitwärts am Fenster stand, auf Abschlag mit solchem Feuer ans Herz, daß das Mädchen die ganzen weiblichen Kräfte zusammen nehmen mußte, um sich von ihm los zu winden.

Auf dem Rückwege erwartete unser Insulaner immer, daß sein Freund von selbst auf die Materie der bevor stehenden Heirath fallen würde; da es aber nicht geschah, so fragte er ihn ganz naiv, wenn denn die Hochzeit vor sich gehen werde? „Ich und

meine Dame," ſetzte er hinzu, „ſind bereits mit einander verſtanden, und da der Onkel heute den Contract unterſchrieben hat, ſo zweifle ich nicht, daß auch er darein willige.

„Du biſt in einem großen Irrthume, mein Sohn!" erwiederte der Greis, indem er ſich Gewalt anthat, das ſatyriſche Lächeln zurück zu halten. „Die Schrift, die du unterzeichnen ſahſt, war mein Teſtament."

„Dein Teſtament?" rief der Inſulaner. „Da habe ich mich freylich ſtark geirrt. Was haben aber die Zeugen bey einem Teſtamente zu thun?"

„Im Lande, wo wir leben," erwiederte der Greis, „mag es vielleicht eine überflüſ-

ſige Vorſicht ſeyn; denn es gibt zum Glücke keine Advocaten hier. Wo aber dieſe Herren zu Hauſe ſind, dort kann man nicht vorſichtig genug bey Teſtamenten ſeyn. Die kleinſte Formalität darf mangeln — ein Komma zu viel oder zu wenig; und dein letzter Wille wird umgeſtoßen."

„Ich habe noch einen reichen Vetter in Madrid," fuhr er fort, „der dir, eben weil er reich iſt, das kleine Vermögen ſtreitig machen könnte; denn du biſt nur ein lachender Erbe" — —

„Wie?" fiel der Inſulaner ein; „ein lachender Erbe? Da thuſt du mir groß Unrecht. Ich werde gewiß ein weinender Erbe ſeyn: ja das Herz blutet mir, wenn ich nur daran denke, daß ich dich verlieren ſoll."

Der Greis erklärte ihm nun, was die Rechte unter lachenden Erben verstehen, und der Wilde erstaunte nicht wenig, als er hörte, daß sich in manchen Ländern auch der Staat unter die lachenden Erben zähle, und daß er, ohne im Testamente zu stehen, so einen ansehnlichen Theil von der Verlassenschaft einstreiche, daß gemeiniglich beym dritten Todesfalle das ganze Vermögen in seinem Säckel ist.

Fernandos erzählte ihm auch, daß es Länder gab, wo sich die Könige die Erbschaft des Ausländers zueigneten, der im Königreiche ohne rechtmäßig darin erzeugte Kinder mit Tode abging, und daß sie diesem Rechte einen Nahmen *) beylegten, von

*) Albinagium oder Droit d'aubaine.

dem ſie ſelbſt die wahre Abſtammung nicht wußten."

„Dieſe Könige müſſen mir ſaubere Herren geweſen ſeyn," ſagte der Inſulaner. „Da lobe ich mir meine Geburtsinſel, und dieſes glückliche Thal hier, wo es keine Advocaten gibt; wo ſich der Staat nicht zum Miterben aufdringt, und die lachenden Erben weinen macht; und wo ſich die Könige keine Erbſchaften der Ausländer zueignen. — — Aber bey allem dem wäre es mir doch lieber geweſen, wenn du anſtatt deines Teſtamentes einen Ehecontract hätteſt unterſchreiben laſſen."

„Schritte, die man nicht wieder zurück thun kann," ſagte der Greis, „müſſen mit Vorſicht geſchehen. Es ſind kaum vierzehn

Tage, daß Louiſe unſre Nachbarinn iſt; du haſt ſie kaum einige Mahl geſprochen, und ſchon willſt du ſie zum Weibe. Kennſt du ihr Herz?"

„Ja wohl kenne ich es," ſagte der Wilde; „denn ſie trägt es ganz in ihrem großen, blauen Auge."

„Das will viel ſagen," erwiederte der Greis. „Mädchenherzen ſind nicht ſo leicht zu ergründen; oft ſteckt der Schalk in einem Winkel, wo man ihn nicht geſucht hätte. Zwar in ſo weit ſich aus Mädchenblick auf Mädchenherz ſchließen läßt, ſcheint mir Louiſe ein ſehr gutes Geſchöpf zu ſeyn, und ich zweifle nicht, daß du mit ihr glücklich leben wirſt. Ich möchte auch, ſo weit die Sache von mir abhängt, gern alles zu euerm

Glücke beytragen; indeſſen wär' es mir doch lieb, wenn du die Sache noch einige Monathe überlegteſt." ——

„Einige Monathe?" rief der Inſulaner —

„Alſo einige Wochen!" — —

„Auch das ſind Jahre," ſagte der Wilde.

„Aber doch bis morgen?" fragte Fernandos — und Domingo flog an ſein Herz." —

# Neuntes Kapitel.

Der Inſulaner iſt noch immer ſtark Naturmenſch.

Luiſens Onkel war Soldat. Er hatte den ſiebenjährigen Krieg mitgemacht, und ſeinem Fürſten mit aller Treue gedient. Indeſſen konnte er es doch nicht weiter, als zum Hauptmann, bringen. Es traf ihn zwar die Reihe öfter, daß er Major werden ſollte; aber immer fiel er durch. Sein Fehler wat, daß ihm drey Zoll von der Höhe fehlten, die der Kriegsminiſter für die Majorsgröße feſt geſetzt hatte.

Weil er nun in ſeinem Alter ſich keine Hoff-

nung mehr machen konnte, um dieſe drey Zoll zu wachſen, ſo verkaufte er ſeine Compagnie, und ging mit ſeiner Nichte, der einzigen Tochter ſeines ebenfalls als Hauptmann verſtorbenen Bruders, nach der Schweiz.

Seine Nichte hatte zu ihrem ganzen Reichthume ein großes blaues Auge, ein Füßchen wie die Muſe der Tanzkunſt, einen reitzenden, ganz nach Grazienform gedrehten Buſen, und ein empfindſames Herz.

Weil nun ſchöne Augen, Füßchen und Buſen ſehr vergängliche Dinge ſind, und ein empfindſames He.z in unſern Tagen ſchon gar nicht mehr für ein Capital zu rechnen iſt, ſo ſah der alte Onkel die Verbindung mit dem im Verhältniſſe reichen Domingo für ein Glück ſeiner Nichte an,

und ſchlug, als Fernandos ihm den Vorſchlag machte, freudig ein.

Der kommende Morgen ward alſo zur Hochzeit beſtimmt. Luiſe wurde röther, als die Roſe, die ſie am Buſen ſtecken hatte, als ihr der Onkel dieſe etwas unerwartete Neuigkeit hinterbrachte; ſie trug aber zu viele Achtung gegen die Winke ihres Oheims, und vielleicht auch zu viel Liebe gegen den Inſulaner, um nicht ihre Einwilligung zu geben.

Nun war noch ein Punct ins Reine zu bringen. Fernandos beſorgte, daß ihm ſein junger Freund, wenn es bey dem Vermählungsacte auf den Schwur der ewigen Treue kommen würde, einen tollen Streich mache. Er wußte, daß Domingo, was dieſen Arti-

kel betrifft, ziemlich Freygeiſt war. Er kannte auch ſeine Grundſätze in Anſehung der Schwüre überhaupt, und hielt es alſo für Klugheit und Pflicht, ihn zu dieſer Ceremonie vorzubereiten.

„Morgen wird alſo ein Prieſter," ſagte der Greis zum Inſulaner, als ſie Abends allein auf dem Zimmer waren, „deine Hand in Luiſens Hand legen, und den Segen über euch ſprechen."

„O ich wollte, daß es noch heute geſchehen könnte!" erwiederte der Wilde.

„Du liebſt alſo Luiſen von ganzem Herzen?"

„Mehr, als alle Luisd'ors und Guineen," ſagte Domingo. Gib mir die ganze Silber-

flotte der Spanier, die ich in Cadix ſah, und mache aus morgen heute, ich gebe dir deine Flotte wieder.“

„Es freuet mich,“ verſetzte der Greis, „ſo viel Liebe gegen Luiſen bey dir zu finden; denn um den Schwur zu halten, den du morgen in die Hände des Prieſters wirſt ablegen müſſen, gehöret wirklich ein hoher Grad von Liebe.“

„Was für einen Schwur?“ fragte Domingo.

„Den Schwur der ewigen Treue,“ verſetzte Fernandos. „Du wirſt nähmlich den Eid ſchwören, daß du, ſo lange Luiſe lebt, auch nicht ein mahl im Gedanken nach dem Beſitze eines fremden Weibes trachten willſt.

„Auch wenn Luiſe ihre Schönheit verlieren, und mir nicht mehr gefallen ſollte?“ fragte der Inſulaner.

„Auch dann,“ erwiederte der Greis — — „und würde ihr Geſicht ſo häßlich, wie die Larve eines betrunknen Pariſer-Fiſchweibes, und ihr Herz ſo verdorben, wie das Herz einer intrikanten, herrſchſüchtigen Mätreſſe“ —

„Ich kann nicht ſchwören,“ ſagte der Wilde —

„So bekommſt du Luiſen nicht.“ — —

„Gut, ich will ſchwören; aber ich werde die Clauſel beyrücken; — daß der Eid nur in ſo lange gelten ſoll, als Luiſe mir gefällt.“ — —

„Hier gilt keine Clauſel," verſetzte der Greis.

„Gut, ſo will ich mir denken, daß Luiſe mir ewig gefallen werde; und wenn ich mir das recht lebhaft denke, ſo werde ich auch, ohne falſch zu ſchwören, den Eid ablegen können, daß ich ſie ewig lieben; und ihr getreu ſeyn wolle."

„Das kannſt du thun," ſagte der Greis, indem er bey ſich über die ziemlich jeſuitiſche Reſtrictio mentalis lachte." — —

# Zehntes Kapitel.

Abermahl ein antikes Gemählde. Der Autor ſieht manche gerümpfte Naſe.

Der Tag, an den Mädchen und Jünglinge nie ohne ſchnellern Pulsſchlag denken; der von allen ſo ſehnlich gewünſcht, und in der Folge oft noch mehr bereuet wird; der Tag, der Himmelsfreuden verſpricht, aber gemeiniglich mehr verſpricht, als hält — dieſer Tag war alſo eingetroffen.

Der alte Onkel hatte die beſte Uniforme angezogen, und war ſo vergnügt, als wär' er Major geworden. — Der Spanier ſchien um zwanzig Jahre verjüngt. — — Luiſe

war noch nie so schön, und unser Insulaner noch nie so verliebt.

Fernandos hatte rund umher seine redlichen Nachbarn zu dieser Feyerlichkeit geladen. Alle erschienen, und der Ärmste brachte Milch oder Käse zum Hochzeitgeschenke. Die Mädchen waren mit Rosen bekränzt; die Jungen trugen große Blumensträuße. Luise glänzte unter den Mädchen, wie Flora unter ihren Gespielinnen; ihr Geliebter ragte unter den Jungen, wie Apoll unter den Schäfern, hervor.

So ging der Zug nach der einige Stunden entlegenen Kirche. Der Greis und der alte Onkel fuhren auf einem Wagen unter einer Rosenlaube, die alle Theaterdecorationen beschämte, und wurden von jungen, mit Blumen bekränzten Ochsen gezogen.

Wo immer der Zug durchging, lagen einige Hirten im Hinterhalte, die mit ihren Flöten und Schalmeyen die Luft erfüllten. Das war eine sehr patriarchaliſche Scene. Noch rührender war der Verlobungsact.

In einem Lande, wo nicht Intereſſe und Convenienz, wo nur Liebe und Unſchuld die Herzen binden, denkt auch der Greis mit Wolluſt an dieſe feyerliche Handlung zurück. Die ganze Verſammlung ſchwamm in Thränen, als der Pfarrer die Hände des liebenden Paares in einander legte. Selbſt dem ſegnenden Prieſter ſoll eine Thräne entfallen ſeyn.

Luiſe warf einen ſchmachtenden Blick auf ihren Geliebten; und dieſer mußte ſich Gewalt anthun, daß er ſeine Braut nicht am Altare ans Herz drückte.

Bey der Zurückkunft ward denn im Schatten der Bäume der Hochzeitschmaus gegeben. Es gab hier freylich keinen von den Leckerbissen, die das französische Kochgenie zu unserer Vergiftung ausgesonnen hat. Es gab hier keine Ragouts, keine Fricassees, keine Bönfs a la Mode, keine gesulzten Schweinsköpfe. — Weder Fasane, noch Rephühner, noch Schnepfen, noch verstümmelte Hähne wurden hier dem Hochzeitgotte zu Ehren geschlachtet. Man sah aber Kalbsschlägel und Lämmerbraten, die an Geschmack und Milde diese befiederten Luftbewohner weit übertrafen, und der herrliche Wein, der an der Adda *) wächst, stimmte die ohnehin frohen Herzen zu noch höherer Freude. Es war auch dieses Freudenmahl von unsern gesittetern Tafeln und Banketten darin verschieden, daß

*) Ein Fluß im Valteline.

man nur unſchuldige Scherze, und keine galanten Zoten und Zweydeutigkeiten hörte.

Ein ländlicher Tanz, von Hirtenflöten begleitet, beſchloß das Feſt. Jeder kehrte vergnügt nach Hauſe; aber keiner legte ſich mit ſo fröhlichem Herzen zu Bette, als unſer Inſulaner. — — —

# Eilftes Kapitel.

Sonderbare Galanterie des Insulaners. — Der alte Spanier hat seine ganz eigene Philosophie.

Die Flitterwochen waren vorüber, und noch liebte der Insulaner seine Luise so feurig, als am Tage ihrer Verbindung. Er sah in ihrem blauen Auge noch immer den Himmel offen: ihr Kuß hatte von seiner Süße nichts verloren, und jede kommende Nacht schien ihm die Brautnacht zu seyn. „Wenn mir meine Dame immer so gefällt," sagte er bey sich, „so werde ich meinen Schwur wohl halten."

Auch Luise schien ihrerseits vollkommen

mit ihrem Manne zufrieden. Er ſagte ihr zwar wenig ſchöne Dinge vor; aber tauſend Kleinigkeiten überzeugten ſie, wie hoch ſie in ſeinem Herzen angeſchrieben ſtehe. Die ſchönſte Roſe im Garten wurde für Luiſen gepflückt: der beſte Biſſen kam auf ihren Teller: zeigte ſie auf ihren Spaziergängen die geringſte Müdigkeit, ſo lud er ſie auf ſeine nervigen Schultern, und lief mit ihr den Berg hinauf. Fand er ſie beym Erwachen noch in den Armen des Schlafes, ſo ſchlich er ſich leiſe zum Zimmer hinaus, um ſie ja nicht in ihrer Ruhe zu ſtören.

Ich weiß, daß er ſich bey mancher Dame durch dieſes Betragen nicht ſehr würde empfohlen haben; allein Luiſe hielt ſein Davonſchleichen für einen gröſſern Beweis von Liebe, als wenn er ſie, (wär' es auch durch Küſſe geſchehen) aus dem Schlafe geweckt hätte.

So gingen zwey Monathe hin, als die erſte trübe Wolke an ihrem Eheſtandshimmel herauf ſtieg. Fernandos hatte ſchon ſeit einiger Zeit über große Entkräftung geklagt. Er konnte ſich nur mit Mühe bis zur Linde ſchleppen, die vor ſeiner Hütte ſtand, und in deren Schatten er gemeiniglich das Mittagsmahl nahm.

„Kinder!“ ſagte er, als er hier eines Tages zwiſchen dem jungen Paare ſaß, „wir werden uns bald verlaſſen müſſen.“

Luiſen und dem Inſulaner traten Thränen in die Augen.

„Es hieße zur Unzeit den Philoſophen ſpielen,“ fuhr der Greis fort, „wenn ich ſagte, daß mir dieſe Trennung gleichgültig wäre. Ich liebe euch; und von Gegenſtänden, die

man liebt, trennet man ſich ungern. Ich habe auch nie auf eine Philoſophie Anſpruch gemacht, welche die Menſchlichkeit verläugnet; ja ich glaube vielmehr, daß Leute mit ſolchen gefühlloſen Herzen den Nahmen, Philoſoph, gar nicht verdienen. — Ich möchte alſo (ſo große Freuden auch meiner dort warten mögen) wohl noch einige Jahre mit euch unter dieſer Linde ſitzen; aber die Natur pocht gar zu ſtark an meine baufällige Hütte. Sie will mit Gewalt das Capital zurück, das ſie mir durch neunzig Jahre gelichen hat: ich werde alſo ſchon den ehrlichen Mann machen, und bezahlen müſſen."

Luiſe und Domingo verbargen das weinende Geſicht an ſeinem Buſen.

„Laſſet mich immer eure Thränen ſehen," ſagte der Greis, „indem er beyde mit mattem

Arme umschlang. Sie sind mir ein Beweis eurer Liebe; und dieß Bewußtseyn versüßet mir den Augenblick meiner Auflösung." — —

„Aber Kinder, noch hätte ich eine Bitte, deren Erfüllung ihr mir versprechen müsset. — Ihr sehet dort den Hügel, den die Sonne immer mit ihren ersten Strahlen beleuchtet, und von welchem man dieses glückliche Thal übersehen kann — dort oben möchten meine alten Gebeine ruhen." —

„Ich weiß zwar, daß es für den Todten gleichgültig ist, ob er im marmornen Sarge, oder in einer Kalkgrube auf die Verwesung harrt; ob seinen Staub ein Monument deckt, oder ein Wirbelwind ihn mit davon führt — allein der Gedanke, daß ihr, wenn ihr hier unter dieser Linde beysammen sitzet, nach dem Hügel aufblicket, und euch des alten

Fernandos erinnert; daß ihr, wenn ihr bey seinem Grabe seyd, dasselbe mit Blumen zieret, und seinem Andenken vielleicht eine Thräne weinet; daß vielleicht noch eure Kinder sich sagen: **hier liegt der alte Spanier, der unsre Ältern so lieb hatte** — dieser Gedanke hat, so sehr auch eure Philosophen darüber lachen mögen, sehr viel Süßes und Beruhigendes für mich: und warum sollte ich alter Mann diesen Tropfen von Freude nicht mit hinab schlürfen? Ihr versprechet es mir also?" — — — „Nicht bloß dieß," erwiederte Luise, die vor Schluchzen kaum reden konnte; sondern auch unsere Gebeine sollen einst neben den Ihrigen ruhen." — —

„Ich wünschte nur," sagte der Insulaner, „daß du so lange lebtest, als wir, und daß man uns zugleich begraben möge." —

Es gab dann eine von den ſtummen, rührenden Scenen, die unſere Schauſpieler, ohne etwas dabey zu fühlen, der Natur ſo trefflich nachzucopiren wiſſen. Der Greis nahm darauf, als er ſich die Thränen abgetrocknet hatte, ſeine gewöhnliche Heiterkeit an. Domingo mußte noch eine Flaſche Wein aus dem Keller hohlen. Luiſens Oheim vergrößerte durch ſeine Ankunft die Geſellſchaft — Es kam noch eine Flaſche — Der Inſulaner ſah ſeinen alten Freund noch nie bey ſo guter Laune. Sein ſatyriſcher Witz ſpielte — Er erzählte manche luſtige Anekdote, die ihm auf ſeinen Reiſen begegnete, und der alte Onkel erzählte vom ſiebenjährigen Kriege. — —

# Zwölftes Kapitel.

Wer gern lacht, kann dieſes Kapitel überhüpfen.

Am andern Morgen hüpfte Luiſe mit unſerm Inſulaner Arm in Arm nach der Sommerlaube, wo der alte Spanier gemeiniglich ſchon vor Sonnen-Aufgang zu ſitzen pflegte. Sie fanden ihn nicht: Domingo lief auf ſein Zimmer, und Luiſe, der das Unglück ahndete, lief nach ihrem Onkel. Ihre Furcht war nur zu gegründet. Sie fanden den Greis todt, und den Inſulaner vor Wehmuth außer ſich. Er hatte ſich an den Körper ſeines verſtorbenen Freundes angeklammert, und zerfloß in Thränen. Es gab abermahl eine

Scene, mit der sich Schauspieler Ehre machen könnten.

Luise, der selbst das Herz brach, suchte ihren Geliebten zu trösten. — Der alte Onkel warf ihm vor, daß Thränen Männermuth entehren, und weinte selbst. Der Wilde hörte nur auf die Stimme seines Schmerzens. — Die Trostgründe der sanft lispelnden Gattinn, und die Vorwürfe des rauhern Soldaten glischten an seinem Herzen ab. — —

Fernandos wurde, so wie er es wünschte, auf dem Hügel begraben, und Domingo pflanzte eine Reihe von Fichten um das Grabmahl, und befeuchtete die Erde mit seinen Thränen. — — — —

Luise, die sich Mühe gab, den Gram von der Stirne ihres geliebten Insulaners weg-

zuküſſen, hatte bald ſelbſt des Troſtes nöthig. Sie verlor ihren Onkel. Der gute Mann hatte in der Schlacht bey Torgau drey Kugeln in den Leib bekommen. Zwey wurden heraus geſchnitten; die dritte aber ließen ihm die Wundärzte, vielleicht zum Ehrendenkmahle, im Unterleibe ſtecken. Von außen war alſo die Wunde ſehr ſchön vernarbt; von innen aber eiterte ſie unmerklich fort, bis ſchnell der Brand dazu kam, und die Hülfe des Wundarztes, den man gar von Como herbey hohlte, vergeblich war.

Luiſe vergoß eine Menge Thränen, und der Inſulaner ließ dieſen Thränen ungeſtörten Lauf. „Weine nur immer fort!“ ſagte er zu ihr. „Ich finde nichts lächerlicher, als jemanden Troſt zuſprechen wollen, dem es Wolluſt iſt, ſeinen Schmerz durch Thränen zu erleichtern.“

Der Onkel ward neben dem Greiſe begraben, und Domingo half Luiſen eine neue Reihe von Fichten um das Grabmahl pflanzen. — — — — — —

## Dreyzehntes Kapitel.

Ein glückliches Leben — aber was ſind Menſchenplane?

Luiſens Schmerz war durch die großen blauen Augen nach und nach abgelaufen, und die Hand der Liebe hatte auch die übrigen Spuren davon aus dem Geſicht weggewiſcht. Man lebte wieder einen Monath durch ſo vergnügt, als kaum Adam und Eva im Paradieſe lebten.

„Arbeit und Beſchäftigung,“ pflegte Fernandos öfters zu ſagen, „ſind die Würze unſrer Freuden. Sie erhalten uns geſund, und ſchärfen den Appetit zum Eſſen, wie zur Liebe.“

Der Inſulaner hatte ſich dieſe Lehre ins Herz geſchrieben, und ſorgte alſo dafür, daß es ihnen nie an Beſchäftigung mangelte.

Er legte an ihrem Hauſe ein Luſtwäldchen an, zu dem Luiſe eine Zeichnung in engliſchem Geſchmacke verfertigte. Dieſe Arbeit nahm einen guten Theil des Tages weg. Einige Stunden davon waren ſchon von ihrer Verbindung an dem Unterrichte in der deutſchen Sprache gewidmet.

Luiſe ſprach ſehr ſchön deutſch; denn ſie war eine Sächſinn. — — Der Inſulaner

brannte vor Begierde, eine Sprache zu erlernen, die ſeine Geliebte redete, und die ſeinem Gehöre weit ſanfter und menſchlicher klang, als die näſelnde Sprache des Franzmanns, die bisher der Dollmetſch ihrer wechſelſeitigen Empfindungen war.

Wo Liebe der Meiſter iſt, da macht ſich Schüler und Meiſter Ehre. Unſer Inſulaner lernte ſo fleißig, als ob ein Stipendium auf ihn wartete, und er wußte in wenig Wochen mehr und beſſer zu reden, als ein Italiener, der funfzig Jahre in Deutſchland iſt.

Ihr Eheſtand hatte nun vier volle Monathe gewährt, und dieſe waren, — die beyden Todesfälle abgerechnet — in glücklicher Zufriedenheit hingefloſſen. Domingo ſah auch, ſo weit er hinaus blickte, die heiterſte Ausſicht vor ſich: ein Leben ohne Sorgen — ein

Weib, das ihn liebte — und vielleicht bald ein Kind, das ihn Vater nennt — — — —

Allein Menſchenblicke ſehen nicht durch den Vorhang der Zukunft. Die ſchöne Ausſicht wurde bald verdunkelt. — Wo der heitere Himmel lächelte, ſtand bald ein donnerträchtiges Gewitter; und die Schläge davon trafen unſern armen Inſulaner ſo empfindlich, daß er ſich nie wieder davon erhohlte. — — — —

# Vierzehntes Kapitel.

Das gute Herz des Insulaners zeigt sich abermahl in seinem ganzen Umfange. — Ehemänner sollten dieses Kapitel wohl zwey Mahl lesen.

Es vergingen wenig Tage, wo unser Insulaner nicht, entweder allein, oder an Luisens Arme, das Grabmahl seines Freundes besuchte. Als er nun eines Tages den Berg herab stieg, hörte er eine jammernde Stimme, die ihm aus einem kleinen Gebüsche entgegen kam. Er eilet hinzu, und sieht einen jungen, sauber gekleideten Menschen, der sich eben am Beine einen Verband machte, und große Schmerzen zu leiden schien.

„Was fehlet dir," fragte der Insulaner, „daß du so jammerst?"

„Ich habe eine Wunde am Beine," sagte der Fremde, „und kann vor Schmerzen nicht mehr weiter kommen. Straßenräuber haben mich an der mailändischen Grenze rein ausgeplündert, und mir noch über dieß eine Kugel durchs linke Bein geschossen."

„Ein Kugel?" rief der Wilde. „Ha! mit solchen Wunden ist nicht zu spaßen. Dem Onkel meiner Frau hat so eine Kugelwunde das Leben gekostet. — Komm! meine Hütte ist nicht weit von hier. — — Die abscheulichen Straßenräuber! — Mich haben sie an der venetianischen Grenze ebenfalls ausgeplündert."

Mit diesen Worten half er dem Fremden

von der Erde auf, und als er merkte, daß ihm das Gehen zu beſchwerlich fiel, lud er ihn auf die Schulter, und trug ihn nach Hauſe.

Luiſe erſtaunte nicht wenig, als ſie ihren Geliebten mit dieſer ſonderbaren Laſt daher kommen ſah. Der Inſulaner erklärte ihr mit wenig Worten die Geſchichte.

Nun wollen Menſchenkenner die Bemerkung gemacht haben, daß noch kein Weib eine finſtre Miene zeigte, wenn der Herr Gemahl einen jungen, hübſchen Mann ins Haus brachte. Luiſe ſoll alſo den Fremden mit vieler Freundlichkeit empfangen, und alſogleich für Bett und Umſchläge geſorgt haben.

Der Fremde war ein junger, wohl gebau-

ter Mann, mit einer feinen Bildung, und dabey voll Artigkeit. Er sagte Luisen gleich in der ersten Minute so viele schöne und verbindliche Dinge, daß sie ganz roth darüber wurde.

Ein Lavater, und vielleicht jeder nur halbe Menschenkenner würde freylich das ganze Gesicht dieses Mannes beym ersten Anblicke für eine falsche Münze erkannt haben. Er hätte sicher unter der beständig lächelnden Miene das verdorbenste Herz entdeckt, und in den warmen Ausdrücken von Dankbarkeit den verdeckten Spott über Gutherzigkeit und Menschenliebe gefunden.

Allein weder unser Insulaner, noch Luise sahen mit dem durchdringenden Auge des Physiognomen. Der Wilde nahm jedes Gesicht für das, was es zu seyn schien, und die gute Luise war zu sehr Weib, um bey

einem Manne ein laſterhaftes Herz zu vermuthen, der ſo hübſch gebaut war, und ihr ſo ſchöne Dinge ſagte.

Noch ein anderer Umſtand intereſſirte unſre Schöne. Der Fremde war ihr Landsmann; und das will für die gewöhnlichen Menſchen ſehr viel ſagen.

Ich getraute mich wohl über die Landsmannſchaft ein ganzes Kapitel zu ſchreiben; allein die Welt iſt ja ohnehin zu ſehr von den Parteylichkeiten und wirklichen Ungerechtigkeiten überzeugt, zu denen die Vorliebe für Landsleute ſchon ſo oft Anlaß gab. Laſſet heute bey irgend einer Stelle einen Chineſer Präſident ſeyn, und ich wette mit euch, daß alle Rathsſtuben, Regiſtraturen und Kanzelleyen in Kurzem mit Chineſern angefüllet ſind. — —

Alſo wieder auf unſern Fremden. — Ruhe und gute Pflege hoben bald die Entzündung, die eigentlich die Wunde gefährlich machte. Er war ſchon am dritten Tage auf den Beinen, und nach einigen Wochen war er gänzlich hergeſtellt.

Wie er erzählte, war er ein Naturkundiger, der, als Mitglied verſchiedener Akademien, die Welt durchreiſete, um zum Wohl der Menſchheit neue Entdeckungen zu machen. Nun hatte er alle Merkwürdigkeiten, die das paradieſiſche Italien aufzuweiſen hat, durchforſchet, und wollte eben eine Fußreiſe nach der an Naturſeltenheiten noch reichern Schweiz unternehmen, als ihm das Unglück mit den Straßenräubern begegnete. Am meiſten bedauerte er den Verluſt ſeiner Sammlung von Pflanzen, und ſeiner darüber gemachten Bemerkungen

„Die kann ich dir nicht wieder geben,“ ſagte der Inſulaner; „wenn dir aber darum zu thun iſt, deine Reiſe weiter fortzuſetzen, ſo will ich dich wohl mit Geld verſehen.“ —

Der Fremde dankte, und bath ſich nur die Gnade aus, daß ſie ihm ſo lange den Aufenthalt gönnen wollten, bis ſeine Wechſel einträfen.

„Von Herzen gern,“ erwiederte der Wilde, „und wenn es dir bey uns gefällt, ſo magſt du auf immer hier bleiben. Unſere Hütte iſt geräumig genug, und meine Luiſe wird, wie ich hoffe, wohl nichts dawider haben.“

Luiſe machte dem Fremden ein Compliment, wie es ſich von einer Sächſinn erwarten läßt, wurde aber dabey, wider ihren

*Das hätte ich von dir nicht vermutet Lüise!*

Willen, röther, als ſonſt Damen bey bloßen Complimenten zu werden pflegen. —

## Funfzehntes Kapitel.

O Weiber!

Der Inſulaner war eines Tages ungleich früher vom Hügel zurück gekehrt, als er ſonſt zu kommen pflegte. Er nimmt den Weg nach dem Garten, und ſieht in der Sommerlaube — — ſein Weib in den Armen des Fremden liegen.

„Das hätte ich von dir nicht erwartet, Luiſe!“ ſagte er, und ſtellte ſich vor den Eingang der Laube hin. — Die Dame fiel bey

der erſten Sylbe dieſer Anrede in Ohnmacht; der Fremde aber war durch eine Seitenöffnung entſprungen. —

„Du brauchſt nicht in Ohnmacht zu fallen," fuhr der Wilde fort. „Wenn du mit dieſem Fremdling glücklicher zu leben glaubſt, als mit mir, ſo behalte ihn — — mich aber ſiehſt du nie wieder." Hiermit ging er auf ſein Zimmer; ſteckte eine kleine Summe Geld zu ſich, die eben für die Zinſen ſeines Capitals eingegangen war, und lief, indem er noch einen naſſen Blick auf ſeine Hütte und den Grabeshügel ſeines Freundes warf, in die Welt hinaus. — — — — —

# Sechzehntes Kapitel.

Der Autor verſpricht ſich für dieſe Vertheidigung manchen freundlichen Blick von Seite ſeiner ſchönen Leſerinnen.

Ich weiß, daß vielleicht hundert Hände aufgehoben ſind, um den Verdammungsſtein auf Luiſen zu werfen; und doch läßt ſich ſehr vieles zu ihrer Entſchuldigung ſagen. — Ich will mich nicht auf den ſo bekannten Gemeinplatz berufen, daß Weibertugend überhaupt ein ſehr gebrechliches Ding ſey, und daß ſeit dem unglücklichen Apfelbiß jede von Evens Töchtern, mehr oder weniger, ihre ſchwachen Stunden habe.

Luiſe widerſtand mehr, als vielleicht Tauſende ihres Geſchlechtes in ihrer Lage widerſtanden hätten. Der Genius ihrer Tugend zog ſich nur langſam und unter beſtändiger Vertheidigung von einer Verſchanzung in die andere zurück, und hätte wenigſtens das letzte Bollwerk behauptet, wäre nicht ein ſonderbarer Fall dazwiſchen gekommen. —

Der Fremde gehörte unter die Erſcheinungen, von denen das vergangene Jahrhundert kaum etwas wußte, die aber in dem Unſerigen ſehr häufig ſind: nähmlich unter die Zahl bösartiger Buben, welche die Kunſt, Mädchen und Weiber zu verführen, in ein förmliches Syſtem gebracht haben.

Luiſen ſehen, und den Plan zu ihrer Verführung entwerfen, war eines bey ihm. Er merkte bald, daß die Dame, wie jedes ſchö-

ne Weib, ihre Portion Eitelkeit habe, und bediente ſich alſo der gewöhnlichen Waffen, der Schmeicheley.

So weit er auch in der Welt herum war, hatte er noch keine ſo vollkommene Schönheit geſehen. Fand er ſie in der Küche, oder bey einer ländlichen Beſchäftigung, ſo bedaurte er, daß eine Hand, die gemacht wäre, ein Zepter zu führen, ſo unwürdige Arbeiten verrichte, und daß Reitze, die einen Thron ſchmücken würden, in dieſer Wildniß begraben lägen.

Dergleichen Complimente wurden bey jeder Gelegenheit wiederhohlet; er merkte aber bald, daß dieſe Feſtung ein weit ſtärkeres Geſchütz erfordere.

Luiſe litt ihn zwar gern um ſich, und ih-

re kleine Eitelkeit ſchien Vergnügen an dieſen Schmeicheleyen zu finden. Sie duldete auch, daß er manche Küſſe des wärmſten Dankgefühles, wie er ſie zu nennen pflegte, auf ihre Hand drückte; das war aber auch alles. — — —

Ihre Tugend wurde durch ein Bollwerk geſchützt, das die Kanonen der Verführungskunſt nicht ſo leicht durchdringen konnten — und das war die Liebe gegen ihren Inſulaner. Dieß Bollwerk mußte alſo untergraben werden, bevor ſich ein Sturm wagen ließ.

Der Fremde hatte bisher, ſo oft unter vier Augen die Rede auf unſern Wilden kam, immer ſeinen Lobredner gemacht, und dadurch wurde er Luiſen noch angenehmer. Er verſuchte es nun (aber mit allen Schlangengängen des Verleumders) einige ſeiner Feh-

ler an das Licht hervor zu ziehen: darunter gehörte seine wenige Zärtlichkeit, sein trocknes Betragen, sein Mangel an jenen feinen Empfindungen, die nur allein es verhindern können; daß der Ehestand nicht zum Grabe der Liebe werde.

Auch dieser Pfeil verfehlte das Ziel — Luise lenkte das Gespräch geschwinde auf einen andern Gegenstand, und wenn er wieder darauf zurück kam, so verbath sie sich dergleichen Reden entweder im Ernste, oder sie antwortete dem Fremden mit etwas satyrischem Lächeln: daß ihrem Insulaner zwar die Vorzüge des verfeinerten Europäers fehlen — daß er sie aber von Herzen liebe, und daß seine Liebe ihre Glückseligkeit ausmache. —

Bald zog er eine Vergleichlinie zwischen

den abwechſelnden Freuden der Hauptſtadt, und der ermüdenden Einförmigkeit des Landlebens; bald verglich er Luiſens Reitze mit dem rohen Naturgeſichte des Inſulaners, und ihre blendende Weiſſe mit ſeiner ſchwarzbraunen Farbe.

„Gut," antwortete Luiſe, „eben dieſe ſchwarzbraune Haut iſt die Folie, die meine Weiſſe erhebt." — —

Auf dieſe Art ſchlug die Dame bald mit Ernſt, und bald mit ſpielendem Witze jeden Angriff ab. Der Fremde wollte ſchon verzweifeln, als ihm ein Zufall den Weg zu Luiſens Tugend eröffnete.

Wir wiſſen, daß Domingo durch zwey mediciniſche Meiſterſtücke um ſeine beyden Ohren kam. Sein überaus dickes Haar machte

aber, daß man dieſen Abgang nicht bemerkte, und da Ohren keine Körpertheile ſind, die Weiber vorzüglich intereſſiren, ſo wäre es Luiſen auch in ihrem Leben nicht beygefallen, eine beſondere Unterſuchung darüber anzuſtellen. Was alſo für ſie vielleicht ein ewiges Geheimniß geblieben wäre, entdeckte das ſpähende Auge des Fremden.

Ein heftiger, von einem Platzregen begleiteter Sturm hatte beyde auf freyem Felde überraſcht. Der Wind hatte die Haare des Wilden hoch empor geſträubt, und eine Lücke gelaſſen, durch welche der Fremde das Deficit bemerken mußte.

Er fragte den Inſulaner, ob dieß ein Naturfehler ſey, oder ob man auf ſeiner Geburtsinſel den Kindern, wie bey uns den Möpschen, vielleicht die Ohren wegſchneide?

der Insulaner, der immer das Herz auf der Zunge trug, erzählte ihm umständlich die Ohrengeschichte. —

Als man den guten König von Frankreich gefangen nach Paris zurück brachte, konnten seine und der Königinn Feinde kaum die teuflische Wollust fühlen, die der Böswicht bey dieser Entdeckung empfand. Er eilte zu Luisen, mit der Miene eines tief gekränkten Herzens, das aber seinen Kummer für sich behalten will. Er seufzte, so oft er den Blick gegen sie aufschlug, und künstelte sich auch eine Thräne ins Auge. Luisen fiel diese Veränderung auf. Sie verlangte durchaus die Ursache zu wissen, und wurde sogar unwillig, als er mit der Sprache nicht heraus wollte. —

Nachdem er ihre Neugierde aufs höchste

gespannt sah, faßte er endlich ihre Hand, und sagte: „O Luise, Ihr Gemahl verdient diese Hand nicht — Er ist ein Treuloser."

Sie nannte ihn einen Undankbaren, einen Verleumder. —

„Ich wäre das größte Ungeheuer," fuhr er mit der erkünstelten Miene des Mitleides fort, „wenn ich einen Mann verleumdete, der mir gleichsam das Leben rettete. — Ja, glauben Sie mir es, das Herz blutet mir, indem ich Ihnen diese Entdeckung mache — aber ich würde undankbar an Ihnen handeln, und Ihre Wohlthaten nicht verdienen, wenn ich Sie nicht vor einem Manne warnete, dem seine Ausschweifungen schon beyde Ohren gekostet haben."

Luise zitterte am ganzen Leibe. —

„Überzeugen Sie sich selbst," fuhr der Böſewicht fort, „und thun Sie dann den Ausſpruch, ob ich ein Verleumder bin, und ob dieſer Wilde den Beſitz ſolch himmliſcher Reitze verdiene? und hiermit ließ er, nachdem er den feurigſten Kuß auf ihre Hand gedrückt, und ſie mit einer erzwungenen Thräne benetzt hatte, die Dame ſtehen. —

Wann ſich Luiſe eigentlich überzeugt habe, weiß ich nicht: aber ſie überzeugte ſich, und mit dieſer Überzeugung ſchlich ſich die Schlange der Eiferſucht in ihren Buſen. Die Hochachtung gegen ihren Gatten fiel, und mit ihr fiel der Grundpfeiler ihrer Liebe. Das Herz hatte nun ſein beſtes Bollwerk verloren: es war bald eine Breſche da, und der Fremde hatte nun offnen Weg zu ihrer Tugend.

So ist die Geschichte. Gestehen Sie nun selbst, meine Schönen! ob nicht sehr viele Entschuldigung für Luisen darin liege. Ein Mann ohne Ohren bleibt doch immer (und wär er im übrigen schön wie Apoll, und stark wie Herkules) ein etwas ekler Gegenstand; und ich glaube, daß manche Dame ihrem Gatten eher noch ein Paar Eselsohren verzeihen würde, als den gänzlichen Mangel daran: besonders, wenn sie auf diese Art verloren gingen.

Bedenken Sie über dieß, daß der Fremde ein schön gebauter Mann war, der die Gabe hatte, sich nach allen weiblichen Launen zu schmiegen; daß Luise ihm vom ersten Augenblicke an nicht abgeneigt war, und vielleicht manchen Kampf mit sich kämpfte; daß Eifersucht sehr zur Rache reitze, und daß man am Ende sich an den treulosen

Männern doch lieber wie Juno an ihrem Jupiter als wie Medea an Jaſon rä-che. — — Bedenken Sie dieß, und wol-len Sie dann den Stein noch immer auf Luiſen werfen, ſo mögen Sie es thun; ich aber waſche mir die Hände.

# Siebzehntes Kapitel.

Wer wird den armen Insulaner nicht bedauern?

Der arme Insulaner war mehrere Tage Berg auf, Berg ab fortgelaufen, ohne sich zu bekümmern, wohin ihn das Schicksal endlich führen würde.

Sein Herz litt außerordentlich. Das treulose Weib stand beständig vor seinen Augen; aber das treulose Weib war schön: und wenn er dann bedachte, daß er nie wieder den Honig von diesen Lippen saugen, nie wieder an diesem reitzenden Busen liegen sollte, so fehlte wenig, daß er nicht zurück

kehrte, um dieſe Treuloſe zu bitten, daß ſie ihn neben dem Fremdlinge behalte, und ihm wenigſtens einen Theil ihres Herzens ſchenke. — —

Gleich aber fiel ihm wieder bey, daß Liebe ſich weder erbitten, noch erzwingen laſſe, und daß Luiſe, wenn ſie nur noch den kleinſten Funken von Liebe für ihn fühlte, unmöglich, ſo falſch mit ihm hätte umgehen können.

Er beſaß auch ſo wenig Eigenliebe, daß er dem Fremden den Vorzug vor ſich zugeſtand. „Ich kann es Luiſen nicht übel nehmen," ſagte er bey ſich, „daß ſie dieſem Manne ihr Herz gab. Er iſt ungleich liebenswürdiger; er weiß ſie viel beſſer zu unterhalten; er ſagt ihr weit ſchönere Sachen — aber er

kann sie unmöglich aufrichtiger und feuriger lieben, als ich."

„Wenn ich sie nur vergessen könnte!" fuhr er fort; „so aber ist es gerade, als wenn sie und mein Herz eins wären. — Meine Pariserinn war mir davon gelaufen, und ich dachte nicht weiter an sie: das Mitglied der Nationalversammlung hatte mich um meine Cordovanerinn gebracht; aber ihr Verlust war bald verschmerzt: nur die Treulose, die mich hinterging, die ich in den Armen eines Fremden fand, den ich aus gutem Herzen auf meinen Schultern in das Haus trug, nur diese kann ich nicht vergessen." —

„Oder soll ich vielleicht gar diejenige Art von Liebe für meine Dame fühlen, die mir der alte Spanier als ein Ungeheuer beschrieb?

Ja, gewiß iſt ſie es — denn mein Herz iſt wie zerriſſen. Ich kann mir meine Empfindungen nicht erklären — ich haſſe Luiſen, wenn ich an ihre Untreue gedenke, und ich liebe ſie, ſo bald ich mir ihre Reitze vorſtelle. — Ich kann zu der Falſchen nicht wieder zurück kehren; aber ich kann auch ohne ſie nicht leben.“

Indem unſer Inſulaner ſo mit ſich ſprach, war er an dem Fuße eines Gletſchers *) angelangt, wo er einen Reiſenden, ganz in ſich verloren, am Geſtade eines Bergſtromes, der mit ſchaudervollem Geräuſche aus dem geſpaltenen Eiſe hervor ſtürzte, und ſeine ſchaumigen Wogen durch ein blumenreiches Thal fortwälzte, ſitzend fand.

*) So heißen die Eisgebirge in der Schweiz.

Das Herz unſers Wilden war zu verſtimmt, als daß ihn dieſes fürchterlich ſchöne Schauſpiel der Natur rührte, und er hätte ſicher ſeinen Weg gefühllos, wie ein Kornjude, vorbey genommen, wäre ihm nicht die Bildung des Fremden aufgefallen.

Er war wohl drey Mahl im Kreiſe um ihn herum gegangen, um ſich zu überzeugen, ob es wirklich der Mann ſey, für den er ihn hielt; allein der Fremde hatte den Kopf tief in ſich geſteckt, und ſah unbeweglich auf einen Punct hin. — Endlich ſchlug er die Augen auf, und der Inſulaner flog in ſeine Arme. — —

# Achtzehntes Kapitel.

Ein Original, das der Bösen bereits kennt.

„Kennst du mich nicht?“ sagte der Insulaner, als der Fremde seine Umarmung nicht erwiederte. „Ich kenne dich,“ sagte der Fremde; „aber es nimmt mich Wunder, daß du mich noch kennst.“

„Wie?“ rief der Wilde, „ich sollte dich nicht mehr kennen? Bist du nicht mein Wohlthäter? Hast du mich nicht aus der Gefangenschaft in Algier los gekauft, und aus den Händen eurer Gerechtigkeit befreyet, die unschuldige Leute nach dem Buchstaben des Gesetzes an den

Galgen hängt? Haſt du mir, als man mich zu den Grenzen eines gewiſſen Landes nicht hinaus laſſen wollte, nicht einen Beutel mit Luisd'ors zugeworfen?"

„Eben deßwegen wundert's mich," verſetzte der Fremde, „daß du dich meiner noch erinnerſt — — Oder brauchſt du wieder einen Beutel mit Luisd'ors? In dieſem Falle hätteſt du dich an den unrechten Mann gewandt — Ich habe ſelbſt nichts."

„Ich brauche nichts von dir," ſagte der Wilde; „wenn du aber meine wenige Barſchaft mit mir theilen willſt, ſo wird es mich freuen. Nimm davon, ſo viel du brauchſt," fuhr er fort, und gab ihm den Geldbeutel, „und nimm meinetwegen auch alles — Mir iſt nur Leid, daß ich nicht mehr habe." —

„Iſt das dein Ernſt?“ fragte der Fremde, und ſtaunte den Wilden an.

„Warum ſoll es nicht mein Ernſt ſeyn?“ ſagte Domingo, „haſt du mir nicht ungleich größere Wohlthaten erwieſen? Und fühle ich nicht ein unbeſchreibliches Vergnügen, daß ich dir dieſen kleinen Gegendienſt leiſten kann?“

„Nun will ich deine Umarmung erwiedern,“ rief der Fremde, indem er von der Erde aufſprang, und den Inſulaner ans Herz drückte. „Du biſt das erſte Menſchengeſchöpf, das meine Wohlthaten nicht mit Undank belohnet.“

„Nimm dein Geld wieder — Ich habe es nicht nöthig — Ich wollte nur ſehen, wie weit die Welt dein Herz ſchon abgenützt habe. Ich finde noch das Naturgepräge darauf.

Es freuet mich; aber ich bedaure dich zugleich: denn mit ſo einem Herzen wirſt du wenig Glück in der Welt machen. Jeder wird dieſes Goldſtück einwechſeln wollen: aber jeder wird dir falſche Münze dafür geben. In die Länge wird dich das zum Menſchenfeinde machen; oder du wirſt ein Schurke werden, wie ſie.“

„O ich bin jetzt ſchon ein halber Menſchenfeind,“ verſetzte der Wilde, und fing an, ſeine unglückliche Eheſtandsgeſchichte zu erzählen.“

Der Fremde, der niemand anderer, als das engliſche Genie war, das meine Leſer noch aus dem erſten Theile dieſes Werkes von Algier her kennen werden, ſchlug bey dieſer Erzählung ein recht hämiſches Gelächter auf.

„Warum lacheſt du?“ fragte der Wilde.

„Weil es mir eine neue Urkunde zur Geſchichte der Menſchheit iſt,“ erwiederte der Britte. „Du trägſt einen Verwundeten von der Straße auf deinen Schultern in das Haus, verbindeſt ſeine Wunden, pflegſt ihn, wie deinen Bruder, und der Bube verführt dir dein Weib — Siehſt du nun daß Wohlthaten nur Undankbare machen!“

„Indeſſen iſt es doch ein Vergnügen, ſie zu erweiſen,“ fiel der Inſulaner ein.

„Ja, ja,“ verſetzte der Britte; „aber das Vergnügen kommt uns theuer zu ſtehen. Der Menſch iſt ein abſcheuliches Geſchöpf. — Es ſcheint, die Natur habe von den Thieren die ſchlechteſten Seiten zuſammen genommen,

um dieſes komiſche Ungeheuer daraus zu bilden. Der Menſch kriecht wie ein Wurm — er windet ſich, wie eine Schlange — er iſt furchtſam, wie der Haſe — falſch, wie eine Katze, und grauſam, wie ein Tieger.“

„Bald läßt er ſich, wie der Eſel, geduldig die ſchwerſten Laſten aufbürden, und gleich wieder tobt er, wie ein wildes Pferd, ſo bald man ihm nur einen leichten Sattel auflegen will.“

„Die Natur ſcheint ihn zum Narren gehabt zu haben, indem ſie ihm den Hang zur Freyheit gab, und doch das Vermögen benahm, dieſe Freyheit benutzen, oder auch nur erreichen zu können. Sie ſcheint ihr Spiel mit ihm zu treiben, indem ſie ihm ein Herz gab, das ewig wünſchet, und das kein erfüllter

Wunsch befriedigt. Schütte alle Reichthümer und Freuden der Welt in seinen Rachen; mache ihn zum Herrn der Schöpfung, — und der Nimmersatt ist nicht gesättiget."

„Das ist eben kein feines Gemählde von der Menschheit," fiel der Insulaner ein, „indessen magst du doch in der Hauptsache Recht haben; nur wirst du mir zugestehen, daß es auch recht gute Menschen gibt."

„O ja," versetzte der Britte mit hämischem Lächeln: „es gibt auch Katzen, die keine Mäuse fangen. Solche Ausnahmen beweisen aber nichts wider die Regel. In meinen Augen ist ein guter Mensch das grausamste Spiel der Natur. Je besser sein Herz ist; je mehr er sich um die Menschheit verdient macht, desto größeren Undank hat er zu erwarten."

„Betrachte dieſes Eisgebirge — wie einſam, wie verachtet, wie vergeſſen von der ganzen Welt ſteht es nicht hier! Sieh, und doch iſt es die Quelle des Rheinſtromes, der einen großen Theil von Deutſchland befruchtet. Da haſt du ganz das Bild von dem Schickſale des guten, wohlthätigen Mannes. Das undankbare Menſchthier genießt die Wohlthaten, ohne ſich viel um die Quelle zu bekümmern, aus der ſie fließen.“

Der Britte hätte wohl noch ſtärkere Züge in das Gemählde gebracht; allein ein plötzliches Geräuſch, und eine Stimme, die um Hülfe zu rufen ſchien, machte, daß ihm der Pinſel entfiel. Der Inſulaner fand nicht Zeit genug, zu ſehen, woher dieſe Stimme komme, als der Engländer ſchon die Kleider von ſich geworfen hatte, und im Strome war. — Ohne ſich

weiter zu bedenken, warf nun auch Domingo die seinigen ab, und schwamm nach." —

## Neunzehntes Kapitel.

### Ein nöthiges Stichblatt für den Autor.

O Milzsucht! o Milzsucht! du bist der Schlüssel, der uns so manches sonst unbegreifliche Räthsel des menschlichen Herzens aufschließt. Durch dich können wir uns so viele Widersprüche in den Handlungen einzelner Menschen erklären. —

Du stichst — und der Mann, der heute ungesprochen ein Vater der Dürftigen ist, bleibt morgen taub bey ihren Bitten — Du stichst

— und weg iſt die Munterkeit des guten Geſellſchafters, — weg die Laune und das Feuer des Dichters ———

Der Große, der heute dem Pasquillanten verzeihet, läßt morgen, weil du ihn ſtichſt, den unſchuldigen Satyrenſchreiber auf eine Feſtung ſetzen — Ein Stich von dir verwandelt die ſonſt ſanftmüthige Dame in eine Furie — Du macheſt deine Schlachtopfer mürriſcher und empfindlicher, als kaum Podagriſten und Chiragriſten ſind — Ein Wort, ein Blick, ein unſchuldiges Lächeln bringt ſie auſſer Faſſung, und jagt ſie in Harniſch. ———

Die Ärzte nennen dich ihre Geißel, und bezeichnen dich, um dein Anſehen noch fürchterlicher zu machen, mit dem griechiſchen Nahmen Hypochondrie.

Mit dem leichtblütigen Franzoſen, und dem bloß vegetirenden Dummkopfe ſcheinſt du dich wenig abzugeben: denkende Köpfe und tiefſinnige Gelehrte ſind deine liebſten Opfer.

In England heißt du **Spleen**, und dort ſcheint eigentlich deine Heimath zu ſeyn. Unter tauſend Britten iſt kaum einer, der nicht unter deinem peinigenden **Zepter** ſtände; daher die Widerſprüche in den Handlungen des Engländers; daher oft das ſchwankende Urtheil, ob man ſie für große Genies oder **Narren**, für Wohlthäter der Menſchheit oder **Böſewichter** halten ſoll. — —

Du haſt unſerm Britten bey dem häßlichen Gemählde, das er uns von der Menſchheit entwarf, den Pinſel geführt; aber ſieh, ſo groß deine Macht iſt, ſo kannſt du doch das

wahrhaft gute Herz nicht unterdrücken. So bald die Stimme der leidenden Menschheit ruft, iſt dein Stich vergeſſen. — — Unſer Engländer klagt über Undank, und ſtürzt ſich in den Strom, um ſich vielleicht einen neuen Undankbaren zu machen.

---

## Zwanzigſtes Kapitel.

### Glückliche Reiſe.

Als der Inſulaner an das andere Ufer kam, fand er ſeinen Freund bereits mit einem Greiſe beſchäftiget, der ſehr ſtark am Kopfe blu-

tete, und kaum ein Zeichen des Lebens von ſich gab.

„Bleib!“ rief der Britte, warf ſich wieder in den Strom, und kam bald mit ihren Kleidungsſtücken zurück. Er zog ein Riechfläſchchen hervor, rieb ihm die Schläfe, und der Greis fing an, ſich zu erhohlen. Er riß dann ſein eigenes Hemd in Stücke, wuſch und verband ihm die Wunden, und ließ ihn aus einer Bouteille Wein, die er aus ſeinem Schnappſacke hervor zog, ein Paar gute Züge thun. Der Alte kam nun ganz zu ſich.

Es war ein Jäger, der eben mit ſeiner Beute vom Gebirge nach Hauſe kehrte, aber das Unglück hatte, an einem der unterſten Felſen auszuglitſchen, und herab zu ſtürzen. Zu gutem Glücke fiel er von einer nicht ſehr

beträchtlichen Höhe, und über dieß auf dickes Moos, das die Natur wie einen Polſter hingelegt hatte.

Ein Handdruck und ein **Gott vergelte es euch!** war des Greiſes ganzer Dank, als er wieder zu ſich kam. Er wollte ſich auf die Beine machen; aber nun fand ſichs erſt, daß er ſich im Fallen den einen Fuß verrenkt hatte. Seine Hütte lag wohl über drey Stunden davon tiefer im Thale. Unmöglich konnte er ſie in dieſem Zuſtande erreichen. Der Inſulaner lud alſo den Greis auf den Rücken, und der Britte, der kurz vorher das gehäſſigſte Bild von der Menſchheit entwarf, wurde nun faſt aufgebracht, wenn unſer Wilder die Laſt zu lange allein trug, und nicht wenigſten alle tauſend Schritte mit ihm wechſelte.

Es war ſchon ſpät am Tage, als ſie bey der Hütte anlangten. Der Engländer lief nach Kräutern, machte Umſchläge, und wartete den Greis mit einer Liebe und Sorgfalt, die man wenigſtens in keinem Spitale findet. Erſt, nachdem er ihn vollkommen hergeſtellt ſah, und ihn großmüthig beſchenkt hatte, ſetzte er mit unſerm Inſulaner den Stab weiter. „Komm," ſagte er; „wir wollen uns etwas in der Welt umſehen. Es gibt jetzt auf dieſem Narrentheater die komiſchſten Auftritte. Das Freyheitsfieber ſcheint, wie der ruſſiſche Schnupfen, einen Staat nach dem andern anzuſtecken. Wir wollen ſehen, wie die politiſchen Ärzte die Cur angreifen. — Unſer erſter Weg ſey nach Rom! Dort wollen wir uns vom heiligen Vater den Segen hohlen (dieſe Rede wurde von einer boßhaften Satyrmiene begleitet), und dann die große Reiſe antreten.—

„Ich folge dir, wohin du willst," erwiederte der Insulaner, „und meinetwegen auch nach Paris. Seit dem mir meine Dame untreu wurde, ist mir das Leben gleichgültig." — Und hiermit nahmen sie den Weg nach Rom.

---

## Ein und zwanzigstes Kapitel.

Der Autor wird in diesem Kapitel etwas satyrisch. Wer also von Satyren kein Liebhaber ist, mag es überschlagen.

Der Engländer hatte seinen Wagen in Chiavena zurück gelassen, und machte nun mit unserm Insulaner die Reise zu Fuße. Er

war überhaupt ein Liebhaber von Fußreisen, und das schöne Italien schien es ihm zu verdienen, daß man sich die Bequemlichkeit einer Kutsche versage.

Er pflegte die jungen Cavaliere, die in ihren verschlossenen, sanftwiegenden Wagen durch die Welt hinjagen, mit einer Auster in ihrer Muschel zu vergleichen.

Auf der Heerstraße läßt sich, nach seiner Meinung, die Verfassung und Güte eines Landes kaum nach ihrer Oberfläche erkennen: die Dörfer sind sich an Wohlstande fast gleich; die Bauern sind alle verfeinerter, die Mädchen und Weiber größten Theils verhuhlt, die Wirthe lauter Spitzbuben, und der Nationalcharakter ist, durch die den durchreisenden Fremden abcopirten Sitten so ab-

geſchliffen, daß kaum mehr die Spur davon zu ſehen iſt.

Der Britte mag vielleicht Recht haben; aber ich ſehe nicht ein, warum große Herren eben aus Begierde zur Länderkunde und Menſchenkenntniß in die Welt hinaus gehen, oder wohl gar eine litterariſche Reiſe anſtellen ſollen.

Man kann ja auch bloß zum Vergnügen reiſen — oder um Blähungen abzutreiben, oder um eine unglückliche Liebe zu vergeſſen — oder um einmahl den Unterſchied zwiſchen einer deutſchen und engliſchen, oder franzöſiſchen Mätreſſe zu verſuchen — oder auch, um der Unhöflichkeit ungeſtümer Gläubiger aus dem Wege zu gehen, oder vielleicht auch nur, um ſagen zu können, daß man gereiſet iſt.

Unſer Wilder ſchien dieſer Meinung zu ſeyn; ja er glaubte wohl gar, daß es der Menſchenkenntniß wegen nicht der Mühe lohne, nur vor die Thür zu gehen.

„Ich wurde ziemlich in der Welt herumgeworfen,“ ſagte er; „aber ich habe die Menſchen überall gleich gefunden. Ich finde, daß es in der Chriſtenheit eine Menge böſe, und nur ſehr wenig gute Menſchen gibt: ich finde, daß man in dem allerchriſtlichſten Frankreich, wie in dem ketzeriſchen England, ſeine Ohren verliere; und daß eine Sächſinn, die man zum Weibe nimmt, ſo treulos handeln könne, als eine Pariſernymphe, die man von der Gaſſe hohlt.“

„Ich wurde in Spanien von der heiligen Inquiſition, in Frankreich von patriotiſchen

Fischweibern, in den Niederlanden von bewaffneten Kapuzinern, in England von der Gerechtigkeit nach den Buchstaben, in Venedig von Banditen und dem hohen Rathe, im heiligen römischen Reiche von dem Magistrate und den auf Werbung stehenden Ehrenröcken gemißhandelt, geprügelt, verwundet, ausgestäupt, und aufgehangen.“

„Wäre mir,“ fuhr er fort, und trocknete sich eine Thräne ab, „meine Luise nicht untreu geworden, so hätte mich gewiß nichts mehr in die Welt hinaus gebracht. Ich säße noch in dem glücklichen Valtelin, und meine Gebeine würden einst neben dem guten Don Fernandos ruhen.“

„Oder wäre der unglückliche Diego lieber nicht an meiner Geburtsinsel gescheitert——

oder hätte er wenigstens die Scapulire nicht mit sich gebracht — Ein geweihter Fleck Tuch und ein Paar rosenfarbne Bänder sind Schuld an meinem Unglücke — sie haben mich aus dem glücklichen Stande meiner Unwissenheit gerissen."

Unser Wilder hätte noch weiter sein Klagelied fortgesungen; aber ein neuer Auftritt, den ich Ihnen im folgenden Kapitel erzählen will, unterbrach diese Herzenserleichterung. —

# Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Es ſtoßen einem auf Reiſen doch ſonderbare Abenteuer auf. — Der Autor verſichert aber auf Ehre, daß die Bilder nicht aus der Luft gegriffen ſind. —

Sie hatten, ohne daß ihnen ein beſonderes Abenteuer aufgeſtoßen wäre, den Weg über Como genommen, und befanden ſich eben an der venetianiſchen Grenze, als ein volles, mit Menſchen beladenes Fuhrwerk ihre Aufmerkſamkeit an ſich zog. —

Man ſah hier zerlumpte Bettler neben wohl

gekleideten Frauenzimmern, und unter diesen ein Paar Stuzer und einen Abbe sizen. Die Gesellschaft schien bey der besten Laune. — Man sang die schönsten Opernlieder, und die zerlumpten Bettler thaten, so wie der Abbe und die Stuzer, sehr galant mit ihren Schönen.

Neben dem Wagen gingen vier rüstige Kerle, die mit ihrem Stocke manchmahl in die Glieder dieser Gesellschaft hinein schlugen, bald aber selbst in ihre Lieder sangen, und mit den Mädchen schäkerten.

Der Insulaner sperrte über diesen Contrast von Mißhandlung und Liebkosung, Maul und Augen auf. „Ich habe schon viele wunderliche Dinge in der Christenheit gesehen," sagte er zu seinem Freunde; „aber so was ist mir noch

nicht aufgeſtoßen. Ich erinnere mich zwar an die engliſchen Galanterien, wo deine ſaubern Landsleute ihren Damen heißen Punſch in den Buſen goſſen, und ihnen die ſchönen Haarlocken in Brand ſteckten; aber das thaten ſie nur im Rauſche. — Doch dieſe vier Kerle hier ſcheinen mir ſo nüchtern, als wir nur immer ſeyn können.“ —

Indem er dieß ſagte, und der Engländer ſchon im Begriffe war, ihm das Räthſel aufzulöſen, hielt der Wagen ſtille. Die ganze Geſellſchaft ſtieg ab. Die vier Begleiter reichten den Damen erſt die Hand, kneipten ſie, während ſie abſtiegen, in die Waden und Schenkel, und gaben dann einer jeden, ſo wie den übrigen Gliedern der Geſellſchaft, zum Angedenken ein Paar tüchtige Stockhiebe.

„Nun wirſt du es wohl merken," ſagte der Britte, daß dieſe ſaubere Geſellſchaft eine Bande von Vagabunden, Freudendirnen und Landläufern iſt, welche die Gerechtigkeit durch ihre Diener über die Grenzen tranſportiren läßt." —

„Was?" rief der erſtaunte Wilde; „das ſind Diener der Gerechtigkeit! Das hätte ich mir in meinem Leben nicht träumen laſſen — Gerechtigkeit ſollte ja auch mit Menſchlichkeit verbunden ſeyn."

„Freylich ſollte ſie es," erwiederte der Britte; „aber da müßten (bis zu dem unterſten Handlanger) ihre Diener auch menſchliche Herzen haben; das iſt aber kaum möglich."

„Ein Gemüth, das nur einen Funken von

Ehre hat," fuhr er fort, wird sich nicht zur tiefsten Stufe der Menschheit erniedrigen, und sich zum Häscher gebrauchen lassen. — Diese Leute bestehen also größten Theils aus dem Auswurfe des Pöbels — und wo soll da Sittlichkeit und Menschlichkeit herkommen?"

„Oft sind es wohl auch Leute, die selbst die Schule des Betruges, des Diebstahles und aller Laster mitgemacht haben: denn es ist ja ein bekanntes Sprichwort: **daß man Spitzbuben am sichersten mit Spitzbuben fängt.**"

„Du magst Recht haben," sagte der Insulaner; aber das war doch einmahl zu arg, die guten Kinder erst in Waden und Schenkel zu kneipen, und sie nach dieser Galanterie derb abzuprügeln! —

„Zum Erstern," erwiederte der Dritte lächelnd, „werden sie wohl schwerlich den Auftrag gehabt haben. — Unmöglich kann aber die Gerechtigkeit alle Gewaltthätigkeiten und Unmenschlichkeiten sehen, die ihre Diener öfters ausüben: denn sie hat ja eine Binde vor den Augen, und ich glaube, daß sie auch ohne Binde nicht viel besser sehen würde." —

„Übrigens mußt du ja bemerkt haben, daß die ganze Gesellschaft nicht so delicat war, als die so genannten Leute von Ehre zu seyn pflegen. Die Stockhiebe brachten sie bey ihrem Singen weniger aus dem Tacte, als einen Sopransänger ein falscher Geigenstrich."

Indem sie in diesem Gespräche ihren Weg fortwandelten, hatten sie ein Mitglied dieser saubern Gesellschaft eingehohlt, das sich

unter einem Baume niedergelassen hatte, und ihrer zu warten schien.

Es war ein Frauenzimmer von ungefähr 25 Jahren. Das Gesicht trug die Ruinen vormahliger außerordentlicher Reitze. Eine blendend weisse Haut, ein blaues Auge, und schwarze Haare, mußten es in jüngern Jahren (vorzüglich in Italien) zu einer der ersten Schönheiten machen. — — — Allein die Lebensart, welche diese Dame führte, hatte ihre Reitze sehr untergraben. — Die Ausschweifung zog vor der Zeit Furchen in die blendende Haut; das Auge hatte viel von seinem Feuer verloren, und von dem holdesten aller weiblichen Schönheitszüge, der Schamhaftigkeit, war kaum mehr eine Spur zu sehen.

Sie lag nach Nymphenart, wie hingegos-

ſen, im Schatten des Baumes. Ein roſenfarbner, abgenutzter taftener Mantel deckte nur zur Hälfte den weiſſen Buſen, den rabenſchwarze Locken umwallten. Ein ſchön gemachter Fuß guckte bis über das Knie aus der ſehr verſchobenen Draperie eines ebenfalls abgenützten Seidenkleides hervor. Der Anblick war verführeriſch genug. — Die Tugend manches St. Hilarions wäre vielleicht an dieſer Klippe geſcheitert: um ſo eher muß man es den Dienern der Gerechtigkeit verzeihen, wenn ſie über die Grenzen ihrer Pflicht wegglitſchten.

So wie ſich der Britte und unſer Inſulaner dem Baume näherten, hob ſich die Dame etwas empor, und lud beyde ein, Platz neben ihr zu nehmen, weil es ſich ungemein kühl und angenehm hier in dem Schatten ſäße.

Der Britte hatte eben ein Stündchen, wo ihn die Milzſucht nicht quälte; ſonſt wäre er vielleicht unhöflich genug geweſen, die Einladung abzuſchlagen. Unſerm Wilden aber war ſie ſehr willkommen. Die Italienerinn hatte ſchon, als ſie vom Transportwagen ſtieg, ſeine Aufmerkſamkeit angezogen; und die reitzende Stellung, worin er ſie hier ſah, machte ihn auf einige Augenblicke die Untreue ſeiner Luiſe, und ſeine übrigen Schickſale vergeſſen. —

Man nahm alſo ohne viele Umſtände Platz. Der Engländer ließ von ſeinem Diener, der Schatulle, Guarderobe und Speiſekammer in einem Mantelſacke nachtrug, einen kalten Braten, und ein Paar Bouteillen Wein aufſetzen. —

Der göttliche Rebenſaft zeigte bald ſeine

Wirkung — Die Dame wurde immer gesprächiger und freyer; der Engländer war nicht bald bey so guter Laune, und dem Insulaner spielte seine Imagination abermahl den Streich, daß er seine Cordovanerinn vor sich zu sehen glaubte.

Ein kühles, durch die Blätter des Baumes säuselndes Lüftchen und der weiche Rasen, auf dem sichs, wie auf einem Polster, lag, machten ihm die Reitze seiner Nachbarinn immer gefährlicher — allein die Worte: **Willst du auch deine Nase verlieren?** die ihm der Britte ins Ohr flüsterte, hielten ihn in den Schranken der Mäßigkeit.

## Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Eine ſehr gewöhnliche Lebensgeſchichte — — und doch nicht ganz ohne Intereſſe — wie der Autor hoffet. —

Die Bouteillen waren geleert; der Britte ließ ein Paar friſche hervor ziehen, und forderte die Schöne auf, ihnen ihre Lebensgeſchichte zu erzählen.

„Von Herzen gern," ſagte die Dame, und zog das Mäntelchen enger zuſammen.

„Sie haben es ja geſehen," hob ſie an, „wie man mich mit dem Schub über die Grenze transportirt hat?"

„Das haben wir," erwiederte der Britte.—

„Gut!" ſagte die Dame; „ſo werden Sie wohl auch die Urſache errathen — allein das thut nichts zur Sache — Es muß verſchiedene Stände geben, und das Gewerbe, das ich treibe, iſt in der beſten Welt vielleicht ſo nothwendig, als das Gewerbe derjenigen, die mich über die Grenze ſchickten. Ich möchte wiſſen, wie weit es die Polizey, bey all ihrer Feinheit, ohne Freudenmädchen brächte? — — Doch das ſind unſre kleinſten Verdienſte. — — Ich komme nun auf meine Geſchichte." —

„Rom iſt meine Vaterſtadt: Sono Romana. — Sie werden es ſchon aus meinem runden, fleiſchigen, geraden Halſe abnehmen; denn das iſt unſer charakteriſtiſches Kennzeichen. Ich weiß nicht, wer mein Va-

ter war; denn ich bin ein Findelkind, das man in der Winde von Sto. Spirito niedergelegt hat. Vermuthlich bin ich ein Kind der Liebe; denn es lag ein Zettel bey, worin man dem Spitale meine Erziehung dringend anempfahl, und mich zu einer beſtimmten Zeit abzufordern verſprach." —

„Es kam aber niemand zum Vorſcheine. Ich wuchs bis in das vierzehnte Jahr heran, als die Vorſteher des Spitals mich an einen gemeinen Handwerker verheirathen wollten. — Ich ſträubte mich, und als man weiter in mich drang, entlief ich aus dem Findelhauſe."

„Meine Figur fiel einer alten Matrone auf. Ich erzählte ihr meine Umſtände, und ſie führte mich mit ſich nach Hauſe. Es ſchien mir eine ſehr fromme Frau zu ſeyn; denn

ihr Zimmer war ganz mit heiligen Bildern angefüllt, und vor einer Madonna brannte eine große Lampe."

„Nach ein Paar Tagen machte sie mir den Vorschlag, ob ich mir nicht auf eine sehr honnete Art täglich einige Paoli verdienen möchte — Sie habe nähmlich mit einem Mahler von meinen Reitzen gesprochen, und dieser wünschte, daß ich ihm bey seinen Arbeiten täglich einige Stunden zum Modelle diente."

„Ich ging den Handel ein; denn ich finde nichts unschuldiger, als einem Mahler zum Modelle zu dienen. Die Matrone führte mich also den folgenden Tag in seine Wohnung. — Der Mann war nicht mehr jung, und doch entfiel ihm der Pinsel, als ich das letzte Kleidungsstück von mir warf. — Er

wollte die Arbeit anfangen; aber kein Strich gelang — Die Hand zitterte, und der Angstschweiß lief ihm von der Stirne. Ich mußte von Herzen über diesen Triumph meiner Reitze lachen." —

„Wenn Sie in Rom waren, so werden Sie wissen, wie selten dort eine weiße Haut und blaue Augen sind. — Ich galt also für eine der ersten Schönheiten, und dürfte, was die Weiße der Haut betrifft (hier schob die Dame den Mantel von einander), es wohl noch jetzt mit den meisten meiner Landsmänninen aufnehmen."

„Doch wieder auf den Mahler zu kommen — Am folgenden Tage ging die Arbeit besser von Statten — Ich verdiente mir täglich 5 **Pauli**, und das ist in Rom viel Geld. — Das Ding währte einige Wochen.

Ich mußte bald zu einer Grazie, bald zur büßenden Magdalene, und bald zu einer Madonna das Modell hergeben. Sie können noch jetzt in mancher Kapelle, und bey mancher Eminenz mein Bild finden."

„Eines Tages mußte ich mich in Gestalt der schlafenden Venus, wie ungefähr Franceschini sie vorgestellt hat, auf ein Ruhebett hinlegen. — Ich hatte die Augen geschlossen, und dachte an nichts Arges. — Ich schlug endlich die Augen auf, und sehe, anstatt des Mahlers, einen schon etwas bejahrten, aber gesunden Mann vor mir stehen, der ganz in der Anschauung meiner Person verloren schien."

„Ich sprang auf, und da ich mir nicht anders zu helfen wußte, so stellte ich mich in die Positur der mediceischen Venus —

Allein der Fremde nahm mir gerade die Hand, die ich am nothwendigsten brauchte. — Er drückte sie an den Mund, und bath mich wegen dieser Überraschung um Vergebung."

„Er gestand mir, daß er mich schon seit mehrern Tagen durch ein verborgnes Fenster beobachtet habe, und daß er dem Anblicke so vieler Reize nicht länger widerstehen könne. Er nannte mich eine Schönheit, die nicht gemacht wäre, einem Mahler zum Modelle zu dienen, und versprach lebenslänglich für mein Glück zu sorgen — wenn ich — ihn glücklich machen wollte."

„Was thut man nicht alles, wenn man ein Findelkind ist? Ich ging den Handel ein; nur bath ich ihn, daß er mir erlauben möge, mich anzukleiden. Er war so modest, daß er sogar aus den Zimmer ging. —

Als er zurück kam, drückte er mir einen Scudo in die Hand, und am andern Morgen führte mich die alte Matrone zu ihm ins Haus.“ —

„Beym dritten Besuche that er mir den Vorschlag, seinen Kammerdiener zu heirathen. — Diese Heirath sollte aber nur der Vorwand seyn, unter dem er mich, ohne der Welt Ärgerniß zu geben, bey sich im Hause behalten konnte. (In Rom darf man vieles thun, wenn es nur ohne Ärgerniß geschieht.) Der Kammerdiener ward also mein Mann vor der Welt; mein Gebiether, der Marchese, war es unter vier Augen.“

„Der Kammerdiener mußte einen Eid schwören, daß er sich nie seiner ehelichen Rechte bedienen wolle. — Er hielt ihn einige Zeit; aber eines Tages fand er mich im Gar-

tenhause auf einem Ruhebette liegen; ich weiß nicht, was er eben Besonders an mir mag entdeckt haben: genug der Eid ward gebrochen."

„Sie können sich wohl vorstellen, daß es bey diesem einzigen Eidbruche nicht werde geblieben seyn; denn der Kammerdiener war ein junger, artiger Mensch. — Nach einiger Zeit that mir mein Mann den Vorschlag, seinen Herrn zu bestehlen, und Rom zu verlassen. — Wer den Schlüssel zu unserm Herzen hat, der hat ihn auch zu unsrer Ehrlichkeit. — Ich widerstand also diesem Vorschlage nur schwach, und der Plan war bald in Ordnung."

„Der Marchese war sehr geitzig. Er versprach im Taumel der Liebe goldene Berge, und gab, wenn der Rausch vorüber war, nicht einen blutigen Baiocho."

„Ich hielt es also für kein so gr[illegible]es Verbrechen, einen geitzigen Mann zu bestehlen, der kein Wort hielt. — Wir warteten den Augenblick ab, wo die Schatulle eben durch einen neuen Zufluß reichlich gespickt war, und gingen bey Nachts heimlich mit ihr davon.“

„Mein Gebiether griff erst nach mir, und dann nach seiner Schatulle, die neben dem Bette war; und als er keines von beyden fand, machte er Lärmen. Wir wurden eingehohlt. Mein Mann kam auf die Galeere, ich aber ward auf ein Jahr in das Zuchthaus St. Michaele a Ripa gesperrt.“

„Das soll ein Ort der Besserung seyn; aber ich versichere Sie, Signori, daß ich darin noch mehr verdorben wurde. — — Jetzt ein Gläschen Wein — und dann will

ich Ihnen das Ende meiner Geſchichte erzählen.“ — — — — — —

## Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Der Autor bittet ſeine Leſer, die Geſinnungen der Heldinn dieſer Geſchichte, nicht für ſeine eigenen zu halten. —

„Ich hatte das Glück, einem von den Vorſtehern des Zuchthauſes zu gefallen. — Er war ein ungemeiner Liebhaber von einer weiſſen Haut und blauen Augen, und es iſt ſelten, daß ſo etwas in Rom in die Hände der Zuchthausverwalter fällt. — Solche Biſſen ſind gemeiniglich für die Großen.“

„Dieſer Mann gab mir ſeine Wünſche zu erkennen. — Ich ſtand unter ſeinem Befehle; Sie werden mir alſo wohl ſo viel Verſtand zutrauen, daß ich nicht nein dazu ſagte — Kurz, ich ward in dieſem Hauſe der Beſſerung — — Mutter.“ — —

„Meine Strafzeit war zu Ende. Der Verwalter ließ mich ungern von ſich. Was ihn tröſtete, war die Hoffnung, daß man mich über kurz oder lang wieder einſperren würde.“

„Ich muß es dem Manne zur Ehre nachſagen, daß er weit großmüthiger an mir handelte, als mein voriger Gebiether, der Marcheſe. Er ſuchte mir mein Schickſal auf alle mögliche Art zu erleichtern, und anſtatt der Karbatſchſtreiche, die andere beym Abſchiede bekamen, ſteckte er mir eine Banknote von 25 Scudi in den Buſen.“

„Ich lief zu meiner alten Matrone, die, wie sie mir sagte, viele Vaterunser zur Madonna für meine Befreyung gebethet hatte. Wenige Tage darauf führte sie mich unter einem fremden Nahmen bey einem alten Duca auf. Ich hatte das Glück zu gefallen — und wurde mit der Bedingung in das Haus genommen, daß ich einen seiner Bedienten heirathete. Was war zu thun? Die fünf und zwanzig Scudi waren für Kleidung darauf gegangen — und man muß leben. Ich ward also zum zweyten Mahle eine Gattinn **pro Forma.**

„Ich weiß nicht, ob mein Mann seinem Herrn einen Eid geschworen habe: aber wenn er ihn schwor, so hat er ihn auch gehalten. — Von dieser Seite war also das Haupt des Duca keiner Gefahr ausgesezt: allein es war ein junger Secretär im Hause, der

ganz die Miene hatte, zehn solcher Eide zu brechen.“

„Wir sprachen anfänglich durch Blicke, und bald deutlicher. — Es gehörte aber große Klugheit dazu, und wir konnten nur den Zeitpuhet benutzen, wo die Eccellenza im Rathe war.

„Es ist ein großer Unterschied zwischen einem alten Duca, und einem jungen Secretär. — — Die Rathstage wurden mir also zu wenig. Ich dachte auf Mittel, wie wir uns auch außer dieser Zeit sehen konnten. — Es gelang ein Paar Mahle; aber wir versahen es, und ließen uns, wie Kinder, ertappen.“ —

„Sie können sich unmöglich die zornige Miene meines Gebiethers vorstellen, als er

seinen Secretär mit mir auf seinem Ruhebette fand. Michel Angelo hätte ein herrliches Vorbild zu einer Furie gehabt. — Die aufgebrachte Excellenza würde mich durchbohrt haben, wenn sie einen Dolch gehabt hätte; so aber brach sie in die schrecklichsten Verwünschungen aus, und warf mir die Perrücke an den Kopf."

„Ich wollte die weiteren Folgen nicht abwarten, und entsprang. Mein Geliebter war schon vor mir zum Zimmer hinaus. — Ich lief zu meiner alten Matrone. Sie erschrak, als ich ihr die Geschichte erzählte, und so sehr sie mich liebte, so wollte sie doch nicht weiter mit mir zu thun haben."

„Der Duca war ihr Beschützer. Sie hatte einen Freyheitsbrief von ihm, der sie vor der Verfolgung der Polizey in Sicherheit

ſetzte. Sich nach dieſer Beleidigung meiner annehmen, hieß ihren Wohlthäter vor den Kopf ſtoßen. — Sie konnte mir alſo keinen beſſern Rath geben, als Rom zu verlaſſen. Stellen Sie ſich meine Verlegenheit vor. Ich war, wie ich ſtand und ging. Meine kleine Guarderobe war in den Händen der Eccellenza, und ich hatte keine Luſt, ſie abzuhohlen. Über dieß lag mir mein Geliebter am Herzen. Ich zweifelte, ihn je wieder zu ſehen. Was war aber zu thun? Ich dachte als Römerinn, ergab mich in mein Schickſal, und verließ Rom." —

„Ich umarmte die alte Ma[illegible], die mir einen Paolo und ein wunderthätiges Bild der Madonna mit auf die Reiſe gab. Ich nahm mit Thränen von ihr Abſchied; denn ſie war eine gute Haut; und wenn ſie ſchon eine Kupplerinn war, ſo kuppelte ſie doch

nur für Excellenzen und andere Gran-Signori.“ —

„Wie ich vor das Haus kam, begegnete ich meinem Secretär, dem der Kopf zu brennen schien. — Ich flog in seine Arme. — Wohl gemerkt: wir befanden uns in einer von den unbewohnten Gassen, deren es in Rom wohl hundert gibt; sonst würde ich es nicht gewagt haben. Sono Romanà — ich weiß, was Wohlstand heißt.“

„Ich entdeckte ihm meinen Entschluß, Rom zu verlassen. Er gestand mir, daß er es ebenfalls Willens wäre, weil ihn in seiner Vaterstadt vor der Rachsucht seines Gebiethers nichts schützen könnte:“

„Wir reiseten also zusammen. — Er hatte einige Zechinen im Sacke: mein Vermö-

gen aber bestand in einem Paolo. — Allein, ich fand wirklich, daß die Liebe reich und zufrieden mache. Seit dem ich meinen Secretär wieder hatte, schien mir nichts weiter zu fehlen."

„Wir nahmen den Weg nach Neapel. Mein Geliebter gab mich, um Ärgerniß zu vermeiden, für seine Schwester aus, und die Wirthe, bey denen wir die Nächte zubrachten, schienen es zu glauben, weil wir — einige Zechinen sehen ließen — Das war eine vergnügte Reise."

„Als ein Romaner war mein Freund ein Liebhaber von guter Tafel: wir legten also einer Zechine mehr, als 2 Scudi und 5 Baiochi, auf, und wie wir in Neapel eintrafen, war unsre Barschaft alle. Das war ein Elend. Mein Geliebter schien es am er-

ſten zu fühlen, daß man von der Liebe ſo wenig als von der Luft leben könne. Er fing an, ſich meinen Küſſen zu entziehen, nannte mich die Urſache ſeines Unglücks, und ließ mich ſitzen. Ich gerieth vor Verzweiflung außer mir, und war ſchon im Begriffe, wie eine zweyte Lucretia mir das Leben zu nehmen, als ein fremder Herr zu mir ins Zimmer trat."

„Er fragte mich ohne weitere Umſtände, ob ich ſeine Mätreſſe ſeyn wollte; denn er war ebenfalls ein Liebhaber von weiſſer Haut und blauen Augen. Ich wollte es anfänglich hoch geben, und ſtellte mich über dieſen Antrag beleidigt; allein er wußte es nur zu gut, daß ich nicht einen Baiocho im Sacke hatte, und nahm ſich alſo ſo lange Freyheiten gegen mich heraus, bis ihm keine mehr zu nehmen übrig

blieb. — Kurz ich war durch drey Monathe die Mätreſſe eines andern Duca.“ —

„Eine Franzöſinn, die noch eine weiſſere Haut, und noch blauere Augen hatte, verdrängte mich aus ſeiner Gunſt. Ich hätte mir in dieſer Zeit einige Piſtolen erſpaken können; aber als eine Römerinn dachte ich zu großmüthig. Nach dem Duca gerieth ich einer Magiſtratsperſon in die Hände; dieſe cedirte mich an einen jungen Officier, der Officier an einen Juden, und der Jude an einen Schiffscapitän, der mich mit ſich nach Sardinien nahm.“

„Es iſt wirklich ein Vergnügen ums Reiſen, und ich glaube, daß ſich in keinem Stande ſo viel Menſchenkenntniſſe ſammeln laſſen, als in dem meinigen. Wie viele Häuchler und Gleißner haben nicht die Larve vor mir abge-

zogen! Wie viele gravitätische Senatoren, wie viele ernste Philosophen sah ich nicht in der ganzen Blöße menschlicher Schwachheit vor mir stehen! Ich müßte ein ganzes Buch schreiben, wenn ich Ihnen alles erzählen wollte — aber so, wie Sie mich hier sehen, so dürfen Sie es glauben, daß ich sogar wußte, was in manchem Cabinette vorging." —

„Von Sardinien ging ich nach Corsika. Es gab auch hier Liebhaber von einer weissen Haut und blauen Augen. — Ein französischer Handelsmann nahm mich mit sich nach Florenz. Da gefielen mir die Polizeyanstalten nicht. Man machte Miene mich einzuziehen."

„Es gibt nicht überall so menschenfreundliche Zuchthausverwalter, wie zu Rom: ich suchte also weiter zu kommen, und begab mich nach

Genua. Da fanden meine Reitze Liebhaber genug; aber sie hätten gern alles umsonst gehabt. Die großmüthige Denkungsart einer Römerinn stach zu sehr von dem Schmutze der Genueser ab: ich verließ also dieses Geitzneſt, und reiſete mit einem Juden, den sein Hof zur Negozierung einer groſsen Geldsumme nach Genua geschickt hatte, nach Turin."

„Der Jude war der Vertraute eines der ersten Staatsminister in Europa. Ich that hier abermahl tiefe Blicke in den Gang der Cabinette, und ich hätte Ihnen den in der Folge entstandenen Türkenkrieg fünf Jahre voraus sagen können — — doch das gehört nicht zur Sache." —

„In Turin war mein Aufenthalt von keiner zu langer Dauer. Eine sechzigjährige Mar-

chesina fühlte sich beleidiget, daß ihr junger Gemahl mehr Vergnügen in meinen Armen fand, als in den ihrigen. — Sie steckte sich hinter die Polizey. Die Alte hatte Geld; ich hatte keines, und so wurde ich, Trotz aller Protection des Marchese, der ganz von den Gnaden seiner Frau abhing, aus dem Lande abgeschafft."

„Ich nahm den Weg nach Paris. Auf der Reise wurde ich mit dem Abbe bekannt, den Sie neben mir auf dem Transportwagen sitzen sahen. Er kannte Paris in- und auswendig, und verschaffte mir bald die schönsten Bekanntschaften."

„Es gab wenige von den so genannten petits Soupés, denen ich nicht beywohnte, und es wird schwerlich ein Parlamentsglied, ein

Marſchall de Camp, und ein Prälat ſeyn, bey dem ich nicht das Frühſtück genommen habe."

„Es waren damahls glückliche Zeiten in Paris. — Ich hätte mir ein ſchönes Capital machen können; aber wie ich Ihnen ſagte, ich war zu großmüthig. Was mir ein alter Parlamentsrath ſchenkte, das bekamen gemeiniglich ſeine jungen Bedienten wieder — und was übrig blieb, hohlten die Putzhändlerinnen, oder verſpielte mir der Abbe; denn er war ein Erzſpieler."

„Indeſſen wäre ich vielleicht bis dieſe Stunde in Paris. Die Polizey war dort ungemein gut eingerichtet — und wer Geld oder Protection hatte, der durfte von ihr ſicher nichts beſorgen. — Aber die verdammte Re-

volution machte mir alle meine Freuden zu Waſſer.“ —

„Meine beſten Kundſchaften waren aus dem Lande gezogen; die Revenüen wurden immer kleiner, und ich verdiente am Ende kaum mehr ſo viel, als hinlänglich war, die Spielſucht meines Abbe zu befriedigen.“

„Ich konnte zwar unter den Gliedern der Nationalverſammlung einige Eroberungen machen; aber ich hatte mich einmahl für die gute Sache des Königs erkläret, und ich wäre eher Hungers geſtorben, bevor ich dieſen abſcheulichen Leuten eine Mätreſſe abgegeben hätte. Meine außerordentliche Neigung für alles, was Ariſtocrat heißt, ließ mich ſchon manchmahl auf den Gedanken kommen, ob nicht in meinen eigenen Adern adeliges Ge-

blüt laufe. Allein ich eile zum Ende meiner Geſchichte."

„Ich hätte indeſſen vielleicht noch nicht Paris verlaſſen; es gab hier und da noch immer einen Luisdor zu verdienen; aber eine Mißhandlung, die man mir auf offner Straße anthat, ließ mich keine Minute mehr in dieſer ungezognen Stadt bleiben."

„Ich fahre eines Tages in einem von den ſo genannten Pots de Chambre von Verſailles nach Paris, als mir ein Trupp von Fiſchweibern, und anderm gemeinen Geſinde begegnete. Ihr vive la liberté, das ſie wie Bacchantinnen aus voller Kehle ſchrien, ließ mir nichts Gutes ahnden; indeſſen wäre ich doch glücklich durchgekommen, wenn nicht ein Kerl, der bey mir diente, und nur zu oft Au-

genzeuge von meiner Vorliebe für die Ariſtokraten war, mich erkannt hätte."

„Eine Mätreſſe der Ariſtokraten! ſchrie er, und ſchon war die Kutſche umringt. — Man zog mich unter lautem Jubelgeſchrey aus dem Pot de Chambre, hob mir ohne Umſtände die Röcke auf, und gärbte mir das Fell vor der ganzen Verſammlung. — Darauf ließ man mich wieder in den Wagen ſteigen, und wünſchte mir glückliche Reiſe."

„Stellen Sie ſich für eine römiſche Dame ſo einen Affront vor. — Ich glaubte die Schande nicht überleben zu können, und verließ noch denſelben Abend Paris."

„Mein Abbe ſchlug mir vor, mit ihm nach Deutſchland zu gehen. Wir verſtanden zwar

keines die Landessprache; allein er versicherte mich, daß die Deutschen erzdumme Teufel wären, und daß man gerade sein Glück bey ihnen mache, wenn man ihre Sprache nicht versteht."

„Ich hatte die vornehmsten Städte besucht, und ich fand bald mehr bald weniger Liebhaber zu einer weissen Haut und blauen Augen. Das größte Glück machte ich in Ländern, wo eine geistliche Regierung war. — Endlich kam ich auch in die Hauptstadt von Deutschland. Ich sah hier ein großes Feld zum Studium der Menschen vor mir; aber die Polizey wollte nicht, daß man sich auf diese Art Menschenkenntnisse sammle. — Man zog mich zwey Mahl ein, und als ich noch immer fort fuhr, Menschen zu studieren, schob man mich aus dem Lande ab."

„Nun war des Schiebens kein Ende mehr. Es ging mir, und meinem Abbe wie einer ſchlechten Münze, die jeder los zu werden ſucht. — Die Öſterreicher ſchickten uns den Bayern zu — die Bayern den Schwaben — die Schwaben den Schweizern — die Schweizer dem Herzoge von Mayland, und dieſer macht nun der durchlauchtigen Republik von Venedig mit uns ein Geſchenk — — und der liebe Himmel weiß, wohin uns das Schickſal noch weiter ſchieben wird.“

„Sehen Sie, Signori, dies iſt der kurze Inbegriff meiner Lebensgeſchichte. Wenn Sie, wie Sie mir das Anſehen haben, Philoſophen ſind, ſo werden Sie einſehen, wie in der Kette meiner Schickſale ein Glied aus dem andern entſtand, und was von dem ein-

zigen Umſtande abhängen; daß man, ein Findelkind iſt.“ — — —

Der Britte hatte bisher mit über einander geſchlagenen Beinen ſeine Pfeife fort geſchmaucht, und über manche Stelle dieſer Lebensgeſchichte ſein gewöhnliches, höhniſches Lächeln aufgeſchlagen. Nun aber ſchien ſich wieder mit einem Mahle der ſchwarze Hypochonder ſeiner Seele zu bemeiſtern. Er ſprang von der Erde auf, warf der Dame einige Zechinen in die Schürze, und lief ohne allen Abſchied davon.

Der Inſulaner ſtand einige Minuten unentſchloſſen, ob er bey dieſer Dame bleiben, oder ſeinem Freunde folgen ſollte. Ihre Reitze hatten ſein Herz ſehr für ſie eingenommen; allein die Worte: Willſt du auch deine

Naſe verlieren? ſchalleten noch in ſeinen Ohren. — Er fand vermöge der Caravane, welche die Dame gemacht hatte, die Sache ſo ziemlich wahrſcheinlich: die Liebe zur Naſe ſiegte alſo über die Stimme der Wolluſt. — Er warf der Romanerinn einige Goldſtücke in den wallenden Buſen, und eilete ſeinem Freunde nach. — — —

---

## Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Der Autor bittet abermahl um Vergebung, wenn er in diesem Kapitel vielleicht eine Wahrheit gesagt hat.

Der Britte war durch mehrere Tage in der Laune, nichts zu reden: der Insulaner konnte also über manches, was ihm in der Lebensgeschichte der schönen Italienerinn aufgefallen war, keine Erläuterung einhohlen. Endlich heiterte sich das Gemüth des Engländers wieder etwas auf, und nun glaubte unser Wilder, seine Zweifel anbringen zu können.

„Ich spreche nicht Italienisch," sagte er; „aber so viel ich vermöge der spanischen Sprache aus der Erzählung dieser Dame abnehmen konnte, schicken die großen Herren einander die Schelme und bösen Leute zu."

„So ist es," erwiederte der Britte. —

„Das scheint mir nicht christlich gehandelt," sagte der Wilde; „denn es steht ja geschrieben: Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue keinem Andern — und es kann doch unmöglich einen von diesen Herren freuen, wenn man ihnen eine Bande Spitzbuben, die einen ausrauben, oder Damen in ihr Land schickt, die ehrliche Leute um Ohren und Nase bringen."

„Wäre es denn nicht schöner und christli-

cher gehandelt, dieſe Leute auf den Weg der Beſſerung zu führen, oder wenn man daran verzweifelt, ſie lebenslänglich in Verwahrung zu bringen, und ſie alſo für die übrigen Menſchen unſchädlich zu machen? Ihr leget ja bey euch böſe Hunde an die Kette, oder ſchlagt die wüthigen wohl gar todt — aber ihr ſchickt ſie gewiß nicht euern Nachbarn zu: und böſe Menſchen ſind doch wohl eben ſo gefährlich, als böſe Hunde." —

„Du haſt Recht," verſetzte der Britte; „aber es koſtet weniger, die Spitzbuben über die Grenze zu ſchicken, als ſie zu beſſern oder lebenslänglich zu erhalten. Das Wohl der Menſchheit, die Ruhe und Sicherheit der Bürger würde durch ſolche Beſſerungs- und Verſorgungsanſtalten freylich gewinnen: aber die Sache würde viel Geld koſten; und Geld

iſt immer der erſte Geſichtspunct und auch der erſte Stein des Anſtoßes, wenn von einer wohlthätigen Einrichtung die Rede iſt. Über dieß ſchiebt man gewöhnlich nur die fremden Verbrecher aus dem Lande ab. —

„Das habe ich nicht gewußt," fiel der Inſulaner ein. „Aber was macht man denn mit den eingebornen Schelmen?"

„Man ſperrt ſie (nachdem die Umſtände ſind) auf wenigere oder mehrere Monathe oder Jahre in die ſo genannten Zuchthäuſer, wo ſie noch mehr verzogen werden, und läßt ſie dann laufen, um ſie in einigen Monathen wieder einzuſperren. Nur wir Engländer allein wiſſen auch das Böſe zum Guten anzuwenden: wir ſchicken einen großen Theil unſrer Verbrecher nach dem nördlichen Ameri-

ka, und bevölkern mit ihnen unsre Besitzungen im Hudsonsbay."

„Das mag mir eine saubere Bevölkerung werden," sagte der Wilde; „indessen finde ich es doch christlicher, mit solchen Leuten sein eigenes Land zu bevölkern, als sie seinem Nachbar über den Hals zu schicken."

Unter solchen Gesprächen waren sie am Flusse Brenta angelangt, wo sie ein Schiff bestiegen, und nach Venedig abfuhren.

# Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Man muß seine Leute kennen.

Die Gesellschaft auf solchen Schiffen (besonders in Italien) ist gewiß nicht die ausgesuchteste. Der Wilde fragte seinen Freund, ob das nicht etwa ein Transportschiff sey, das eine Bande Schelme über die Grenze bringe? Er sah, wohin er blickte, nichts, als verzerrte Menschengestalten. —

Es waren nicht dreyßig Personen auf dem Schiffe; aber die Türken können bey ihren Angriffen kein größeres Geschrey machen, als diese Leute vollbrachten.

Die meiſten ſpielten das unter dieſer Nation ſo übliche Moraſpiel, und geriethen darüber bis auf Mord und Tod in Streit. — Sie gingen mit gezückten Meſſern auf einander los, und der Eigenthümer des Schiffes hatte nur immer abzuwehren, daß ſie ſich nicht umbrachten.

Der Inſulaner ſetzte ſich ruhig in einen Winkel des Schiffes hin. Er erinnerte ſich an den Meuchelſtich, den er in der Hauptſtadt dieſer freyen Republik davon trug, und hielt es alſo nicht für rathſam, ſich in den Handelt zu miſchen, ſo unerträglich ihm auch dieſes Geläzm fiel.

Der Britte war anfänglich, ſeinem Beyſpiele gefolgt, und hatte philoſophiſch ſein Pfeifchen fortgeſchmaucht; allein mit einem

Mahle packte er ein Paar dieser Schreyhälse an der Brust und stieß ihnen die Köpfe zusammen. — „Ruhe, ihr Schurken! schrie er, „oder ich werfe euch einen nach dem andern zum Schiffe hinaus.“ — Sein Diener faßte ein Paar andere solche Kerle am Halse. —

Der Insulaner erschrak; denn er glaubte nichts weniger, als daß sein Freund nun unter ihren Dolchstichen erliegen werde: er machte sich also gefaßt, ihm, so gut er konnte, beyzustehen: allein zu seinem Erstaunen ließen sich die Kerle geduldig die Köpfe zusammen stoßen; die übrigen getrauten sich nicht zu mucksen; auf das Zetergeschrey folgte eine allgemeine Stille, und der Engländer stopfte sich ruhig eine andere Pfeife an.

Das Schiff kam in den Canal. Der Britte

miethete eine Gondel, die sie nach der Stadt brachte, und nun entdeckte ihm der Insulaner die Angst, worin er seinetwegen war, und sein Erstaunen über die Muthlosigkeit dieser Kerle. —

„Man muß seine Nation kennen," erwiederte der Britte. „Ein Volk, das zum Meuchelmorde geneigt ist, hat keinen Muth bey offnem Angriffe. Daher ist der Italiener selten ein guter Soldat — — Ich konnte es also mit diesen feigen Kerlen wohl aufnehmen."

„Aber ich werde mich hüthen, lange in Venedig zu bleiben. Du hast bemerkt, wie sich diese Bursche in den Daumen bissen: sie haben sich die Kopfstöße hinter das Ohr geschrieben." — —

„Es wird mir lieb seyn, wenn wir uns nicht zu lange in Venedig aufhalten," fiel der Wilde ein. „Ein Land, wo man keine Stunde vor Meuchelmördern sicher ist, und sich nicht einmahl über schlechte Polizey beklagen darf, wenn man unschuldig einen Dolchstich davon trägt, ist mein Ort nicht."

Der Britte suchte die Polizey zu entschuldigen, indem er dem Wilden vorstellte, wie schwer es sey, dergleichen Fälle zu verhüthen, wenn eine halbe Nation durch unglückliche Temperamentsmischung und Klima zur Rachgierde und dem daraus entstehenden Meuchelmorde gestimmt ist. Indessen fand er es selbst lächerlich, den Leuten das Maul zu sperren.

„Das Verboth, über die Einrichtung eines

Staates frey ſeine Meinung zu ſagen," fuhr er fort, „iſt nicht nur ein grauſamer Eingriff in die angebornen Menſchenrechte, ſondern es zeigt auch von Furcht; und Furcht verräth innerliche Schwäche."

Unter ſolchen Geſprächen waren ſie in dem ſtolzen Venedig angelangt, das ſeine mit Bley gedeckten Thürme und Palläſte majeſtätiſch aus dem Meere empor hebt — das einſt die Beherrſcherinn der Meere war, und nun kaum eine unbedeutende Flotte hält — das in ſeinem Schooße die gefährlichſten, ganze Familien verderbenden Wageſpiele duldete, und den Einwohnern und Fremden die unſchuldige Freyheit benimmt, über politiſche Angelegenheiten zu räſonniren — deſſen Doge ſich mit einem großen Meere vermählt, und das keinen guten Tropfen Waſſer zu trinken

hat — — — kurz, in dem freyen Venedig, wo niemand frey iſt, als der Senat, der das Volk und ſeinen Doge tyranniſirt. — — —

## Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Ein neues Gemählde in die Gallerie der Freyheit. —

Am andern Tage fand ſich der Dritte mit unſerm Inſulaner auf dem Marcusplatze ein; dem einzigen Orte in Venedig, wo man friſche Luft ſchöpft.

Es wimmelte hier von Taſchenſpielern Gauk-

lern, Seiltänzern und Quacksalbern, die wechselsweise ihr Spiel trieben, und bey einer Menge Lumpengesinde, Bettlern und Freudennymphen auch viele Nobili, Senatoren und edle Damen unter ihren Zuschauern hatten. —

„Wäre es nicht besser," sagte der Insulaner, „wenn diese Leute zu Hause ihrem Gewerbe nachgingen, als daß sie hier ihre Zeit verlieren, und zu Stunden vor die Buden dieser Marktschreyer hinstehen?"

„Freylich," erwiederte der Britte, „würden sie besser thun; aber es liegt hier eine von den so genannten Staatsmaximen darunter verborgen, auf die sich gewisse Ministet so viel zu Gute thun, und die doch am Ende nur elende Scheinmittel sind."

„Die Regierung hält es für nothwendig, den freyen Venetianer durch solche Gaukelspiele zu zerstreuen, damit er nicht Zeit habe, über den Werth seiner Freyheit nachzudenken. — Siehst du nicht die Straßen mit Bettlern und Freudenmädchen angefüllt? Und brauchst du wohl einen größern Beweis von einer schlechten Staatsverfassung?

„Wo es viele Bettler und Phrynen gibt, da ist Müßiggang und Sittenlosigkeit zu Hause; Wollust und Müßiggang aber sind die unheilbarsten Geschwüre des Staatskörpers, wenn sie ein Mahl überhand genommen haben."

„In einem blühenden Staate," fuhr er fort, „sorgt der Bürger schon selbst für sein Vergnügen. Man setze ihm nur den Fuß

nicht zu tief in den Nacken; man laſſe ihn die Früchte ſeines Fleißes genießen, und ihn ſeines Daſeyns froh werden. — Es wird ihm dann an Zeitvertreib und Unterhaltung nicht fehlen. Für ein zufriedenes Herz hat die Natur immer den Tiſch voll mit Freuden gedeckt."

„Wenn das Volk häufig den öffentlichen Spectakeln zuläuft," fuhr er fort, „ſo iſt es ein Beweis, daß es in ſeinem Hauſe, im Schoße ſeiner Familie kein Vergnügen findet — und das iſt ein böſes Zeichen; ſo wie es auf irgend eine Art mit dem Staate hinkt, der ſeine Unterthanen durch Mummerey, Caſtratenſtimmen und Tänzerſprünge zur Freude wecken muß; oder wo man wohl gar auf den bizarren Einfall geräth, entnervten Weichlingen durch Schauſpiele aus den Ritterzei-

ten, Rittertugend und Biederſinn einzuflößen.“

„Da muß es wohl auch mit deinem Vaterlande hinken,“ fiel der Inſulaner dem Engländer in die Rede; — „denn ſo weit ich auch gereiſet bin, ſo habe ich doch noch keine ſo großen Theaternarren geſehen, als in deinem London — —

Dieſer Einwurf kam etwas unvermuthet. Der Nationalſtolz des Britten war im Gedränge; endlich löſete er (nach Alexanderart) den Knoten mit dem Machtſpruche: daß England in allen Stücken eine Ausnahme ſey. — —

Der Engländer wollte nach der Uhr ſehen; aber ſie war weg. —

„Bravo!“ sagte er. — „Ich bin gestraft: weil ich die Staatsverfassung der Venetianer tadelte, und uns die Polizeydiener nicht hörten, so haben die Beutelschneider die Strafe übernommen. Komm mit mir nach dem Hafen. Vielleicht finden wir ein Schiff, das uns nach Ferrara bringt. — Ich will nicht länger in dem freyen Venedig bleiben, wo man nicht öffentlich über Landesmißbräuche philosophiren darf, ohne eingezogen, oder bestohlen zu werden.“

Niemand war froher, als unser Insulaner. Der Lärm und der Gestank, der besonders gegen Abend in allen Straßen herrschte, war ihm unerträglich geworden. Allein man lasse eine Stadt die Königinn der Städte seyn; wenn man einen Meuchelstich in ihr bekam, so hat sie gewiß ihre Reitze für uns verloren.

Unser Wilder sehnte sich also nach dem Augenblicke der Abreise.

Es hatte zwar manche schöne Venetianerinn auf dem Marcusplatze sein Herz in Unruhe gesetzt, und er hätte für eine einzige Umarmung gern das Meisterstück des Paolo Veronese, das er in der reichen Abtey der St. Georgsinsel sah, und wohl noch zehn andere Meisterstücke der Kunst hingegeben; allein er getraute sich kaum die Augensprache zu reden, und sah immer um sich, ob nicht irgend ein Dolch seine Liebeserklärung bestrafe. — — —

Es fand sich wirklich ein Schiff im Hafen, das schon am folgenden Morgen nach Ferrara abfuhr. Wie sie nach ihrem Gasthofe zurück kehrten, führte sie der Weg durch ein

enges Gäßchen. Eine Stimme, die ihnen *amico! amico!* zurief, zog ihre Blicke in die Höhe. Sie sahen ein junges Frauenzimmer, das mit ganz entblößtem Busen über die Hälfte des Körpers zum Fenster heraus sah, und sie durch die schamlosesten Geberden zu einem Besuche einlud. —

„Ein herrliches Mädchen!" rief der Wilde; „ganz das Bild meiner Cordovanerinn." — — —

„Wenn dir deine Nase feil ist," sagte der Britte, „so kannst du hinauf steigen." —

„Wie?" erwiederte der Insulaner; „so sind auch in Venedig die Nasen der Fremden der Gefahr ausgesetzt? Du sagtest mir doch, daß die Freudenmädchen ihr Gewerbe mit Bewil-

ligung der Regierung treiben; daß ſie ſich den Freyheitsbrief mit einer gewiſſen Abgabe erkaufen müſſen; und ſo ſollte ja der Staat dafür ſorgen, daß ſie, wie ſeine übrigen Gewerbe, gute Waare haben.“

„Dieſe Sorge läßt die Regierung der Klugheit der Käufer über,“ verſetzte der Britte. — „Genug, daß ſie durch die Toleranz der Phrygnen die Welt von der Freyheit der Republik überzeugte; denn einen andern Beweis ihrer Freyheit habe ich noch nicht gefunden.“

„O du ſchöne Freyheit!“ rief der Inſulaner, „wenn man gegen eine gewiſſe Abgabe die Erlaubniß bekommt, ehrliche Leute um Ohren und Naſen zu bringen!“ — — —

## Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Der Autor läßt das Urtheil, wer Recht oder Unrecht habe, abermahl der eigenen Klugheit ſeiner Leſer über. —

Die Geſellſchaft, in der ſie nun nach Ferrara reiſeten, beſtand aus einem Kapuziner, einem alten gedienten Officier, einem Haarkrauſer, der eine große Schachtel mit Perrücken bey ſich führte, und einem Manne in reinlicher, aber ſchlichter Kleidung, aus dem niemand klug werden konnte.

Der Britte ſchmauchte nach Gewohnheit ſein Pfeifchen: der Inſulaner aber ſaß ganz in ſich verloren im Ecke des bedeckten Schiffchens.

Es ging ihm öfters, wie manchen unſerer galanten Herren, die ihre ſchönen Frauen lieben, und doch in Geſellſchaft anderer Schönen es oft auf einige Augenblicke vergeſſen, daß ſie ſchöne Frauen haben. Wenn er aber ſchon beym Anblicke fremder Schönheiten in Brand gerieth, und für eine einzige Umarmung (mit Vorbehalt ſeiner Naſe) gern die letzte Zechine hingegeben hätte, ſo kehrte doch das traurige Andenken an ſeine Luiſe, und den Verluſt ihrer Liebe bald wieder in ſeine Seele zurück, und dieſe Rückerinnerung verſenkte ihn in eine Schwermuth, welche, ungeachtet der großen Portion Leichtſinn, die in

ſein Temperament gemiſcht war, oft zu halben Tagen anhielt.

In dieſer Stimmung befand er ſich, als ſie von Venedig abfuhren, und er würde darin wohl bis Ferrara geblieben ſeyn, hätte ihn nicht das Aechzen und Seufzen ſeines Nachbars zu ſich gebracht. — Es war der Mann, aus dem die übrige Geſellſchaft nicht klug werden konnte. — — Der Inſulaner betrachtete ihn nun aufmerkſamer, und Schnitt und Reinlichkeit der Kleidung überzeugten ihn, daß er keinen Italiener vor ſich habe.

„Es iſt dir gewiß dein Weib untreu geworden," ſagte er zum Fremden, „weil du ſo ſeufzeſt?"

„Sie irren ſich, mein Herr!" antwortete

der Fremde — „Mein Schickſal iſt noch weit trauriger. — — Ich bin ein Bürger von Avignon ; war Gatte eines vortrefflichen Weibes, und Vater dreyer liebenswürdiger Töchter. — Mörder haben unter der Freyheitsfahne die Fackel des Aufruhres bey uns angezündet, und fremde Truppen, unter dem Vorwande, die Ruhe herzuſtellen, das Elend über unſere unglückliche Stadt gebracht. — Mein Haus iſt in einen Steinhaufen verwandelt; mein Vermögen geplündert; meine Töchter, mein Weib ſind geſchändet, ermordet. — — — — Ich ſelbſt konnte mich mit Noth nach Turin flüchten.“ — —

„Ich bedaure dich von Herzen,“ erwiederte der Inſulaner. „Aber wer waren denn die böſen Menſchen, die dir gar ſo übel mitſpielten?“

„Sie müssen es doch gelesen haben? — —.

„Ich kann nicht lesen?“

„Gut, so werden Sie doch davon gehört haben, daß einige Bürger von Avignon sich von dem jetzt wüthenden Geiste der Freyheit anstecken ließen, und sich der Herrschaft ihres rechtmäßigen Souveräns entziehen wollten.“ —

„Sie wendeten sich an Frankreich und die Nationalversammlung in Paris; und sie, die doch so feyerlich vor der ganzen Welt versicherte, daß ihre neue Constitution, fern von aller Eroberungssucht, jeden im Besitze des Seinigen lassen wolle, hat nicht nur diese Aufrührer begünstiget, sondern durch ihre Truppen diese Landschaft mit Gewalt an sich gerissen.“ —

„Respect für die Nationalversammlung!“ rief der Haarkrauser. „Auch ich bin ein freyer Franzose; und wer wider unsere Constitution schimpft, hat es mit mir zu thun. Der Herr dort redt, wie ein blinder von der Farbe. Man muß die Geschichte kennen, wenn man von Staatssachen räsonniren will. — Avignon ist eine französische Provinz, die der Papst von den zwölf Provinzen Frankreichs abgerissen hat: die Nationalversammlung hat also Recht, dasjenige zurück zu nehmen, was ihr gehört.“

„Avignon,“ erwiederte der Fremde mit vieler Gelassenheit, „ist keine französische Hauptprovinz, sondern eine Stadt in der Grafschaft Vänessin, die schon, so viel ich mich erinnere, Philipp der Kühne an Papst Gregor den Zehnten abtrat; die Stadt aber und das

umliegende Gebieth kaufte ſpäterhin Clemens der Sechste von Johannen, der damahligen Königinn von Sicilien und Gräfinn von Provence, um achtzig tauſend Gulden; und dieſer Kauf iſt von allen folgenden Königen für gültig erkannt worden. Der Papſt hat alſo, wie Sie zu ſprechen belieben, Avignon nicht von Frankreich abgeriſſen, wohl aber kann man mit Recht behaupten, daß ihn die Nationalverſammlung ſeines rechtmäßigen Eigenthums beraubt habe."

Der Haarkrauſer merkte wohl, daß er mit ſeiner Perrückenpolitik an den unrechten Mann gekommen ſey. Er geberdete ſich alſo, wie ſich gemeiniglich Dummköpfe zu geberden pflegen, die das Übergewicht des klügern Mannes fühlen, und doch nicht Unrecht haben wollen. Er ſchob die Perrücke hin und her, rieb ſich die Stirn, zog die Augenbrau-

nen in denkende Falten, huſtete und räuſperte ſich; und da doch bey all dieſem Intermezzo kein geſcheider Gedanke kommen wollte, durch den er ſeinen Gegner widerlegen konnte, ſo entſchied er die Streitfrage mit einem Machtſpruche. — — „Es mag ſeyn, wie es will," ſagte er, „ſo hat die Nationalverſammlung doch Recht: denn ſie würd' es nicht gethan haben, wenn ſie nicht Recht dazu hätte." —

„Auch ich bin ein Franzoſe," fiel der Kapuziner ein, der bisher dem Geſpräche zugehört hatte, „aber ich finde, daß die Nationalverſammlung ſchon vieles gethan habe, was nicht Recht war. — Sie hat die Güter der Kirche an ſich geriſſen — ſie hat eines der heiligſten Gelübde aufgehoben, und Prieſtern des Herrn Weiber gegeben: ja ſie äußerte wohl gar den Gedanken, daß die Menſchen

ohne Geiſtlichkeit leben können, und man bloß, wie in der erſten Chriſtenheit, den Vernünftigſten aus dem Volke erwähle, der ſeinen Mitbürgern die Lehre des Stifters der Religion vorträgt. — Ich konnte dieſem Gräuel nicht länger zuſehen. — Prieſter des Herrn mit Weibern an den Armen, und (Gott verzeih' es mir) wohl gar mit Kindern an der Seite, waren meinen Augen ein unerträglicher Anblick. Ich verließ mein Vaterland, und bin nun auf dem Wege nach Rom, wo ich den heiligen Vater ſo lange bitten will, bis er ſeinen Bannſtrahl auf die gottloſe Nationalverſammlung und alle beeidete Prieſter ſchleudert." —

„Bannſtrahl?" rief der Haarkrauſer — „Ha, ha! damit mag der Papſt die Kinder ſchrecken. — Die Nationalverſammlung müß-

te den Voltäre nicht geleſen haben, wenn ſie ſich vor ſolchen Drohungen fürchtete.“ — —

„Der Herr hat Recht,“ fiel der alte Officier ein. — Eine Verſammlung, die dem Könige den Eid der Treue brach, fürchtet auch keinen Bannſtrahl; allein ich traue auch dem römiſchen Cabinette zu viel Politik zu, um zu dieſem gewagten Mittel ſeine Zuflucht zu nehmen. — — Es wird es machen, wie die übrigen Cabinette. — Man wird warten, bis die Nation ihren Rauſch ausgeſchlafen hat, und die Sachen ſelbſt in ihr Geleiſe zurück treten.“ — —

„Wie?“ rief der Haarkrauſer; „die Franzoſen einen Rauſch? Die Nationalverſammlung einen Rauſch? Die übrigen Nationen ſind betrunken; die Deutſchen, die Spanier,

die Italiener, die Russen, die Türken, und wie die europäischen Völker alle heißen, die haben einen Rausch, weil sie sich an der Sclavenkette führen lassen. — — Aber des Gespöttes wird bald ein Ende seyn. Ich habe Briefe aus Paris, daß die Nationalversammlung einen englischen Prinzen mit hundert Kriegsschiffen zu ihrem Könige wählen wird. — Dann wird Frankreich und England eins seyn. — In ein Paar Jahren schlägt sich Spanien und Italien dazu; dann Deutschland, dann Rußland, und auf die Lezt auch die Türken, und da ist die französische Universalmonarchie fertig. — — Da gibt es dann keinen Kaiser, keinen Papst, keinen Edelmann, kein Ordensband. Die Menschen sind alle gleich; der Minister ist nicht mehr, als sein Diener, der ihm die Schuhe puzt. — — Ich verlasse dann dieses F** pais, keh-

re in mein Vaterland zurück; und da ich Kopf habe, und die Geschichte kenne, und ein Todfeind aller Aristokraten bin, so kann ich vielleicht ein Mitglied der Nationalversammlung werden.“

Hier machte der Franzose einige Rundsprünge; der Kapuziner schlug ein Kreuz; der Officier zuckte mitleidig die Achseln; der Bürger von Avignon seufzte; der Britte schmauchte phlegmatisch seine Pfeife fort, und der Insulaner glaubte einen neuen Beweis gefunden zu haben, daß es in der Christenheit doch recht große Narren gebe. — — —

Bey ihrer Ankunft fragte der Britte den Schiffer, „wer dieses Original wäre.“ — —

„Ein Bürger von Ferrara,“ erwieder-

te er, „der mit Perrücken nach Venedig handelt.“

„Wie?“ rief der Insulaner; „er ist hier ansässig, und konnte wider dieses Land los ziehen?“

„Ha!“ rief der Officier, „es ist schon so die Gewohnheit der Franzosen, daß sie auf das Land schimpfen, wo sie ihr gutes Brot essen.“— — —

# Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Dieſen Beweis haben Sie nicht erwartet. — Der Autor wäſcht ſich die Hände. —

Unſer Inſulaner hatte noch ziemlich lebhaft eine Beſchreibung im Kopfe, die ihm ſein Freund Diego von Rom gemacht hatte. Er erinnerte ſich, daß dieß der Wohnſitz des ſichtbaren Oberhauptes der Kirche iſt, und obſchon die Querſtöße, die ihm das Schickſal während ſeines Aufenthaltes in der Chriſtenheit verſetzte, den Glanz des Chriſtenthums in ſeinen Augen ſehr verdunkelten, ſo glaubte er doch, daß es in Rom, als der

Hauptſtadt des Glaubens und dem Mittelpuncte aller chriſtlichen Vollkommenheiten, wenigſtens um die Nächſtenliebe etwas beſſer ausſehen müſſe.

„In einer heiligen Stadt,“ ſagte er bey ſich, „können nur fromme und heilige Leute wohnen, (ich wüßte ſonſt nicht, warum man ſie die heilige Stadt nenne): man wird alſo dort ſicher von dem ſchrecklichen Gifte nichts wiſſen, das mich um beyde Ohren brachte; man wird dort nicht Gefahr laufen, daß Leute, die man aus chriſtlicher Liebe von der Straße nach Hauſe trägt, einem das Weib verführen.“

Auch vom Oberhaupte der Kirche hatte er ſich eine ganz ſonderbare Idee gemacht. Der dicke Diego erzählte ihm oft und viel von

der Demuth und Armuth des Stifters der Religion, von seiner gränzenlosen Menschenliebe, seinem Duldungsgeiste, seiner Nachsicht gegen die Irrthümer des Verstandes, von seinem Lehreiser und der Göttlichkeit seiner Lehre. Unser Insulaner glaubte also in seinem Nachfolger oder Statthalter nicht weniger Demuth, Menschenliebe und Armuth zu finden. In diesen frommen Begriffen von Rom und dessen Oberhaupte war er nun den Weg bisher nach dieser Stadt hingezogen.

Der kurze Inbegriff, den ihm der alte Fernandos von der Weltgeschichte gab, und die Erzählung der schönen Romanerinn hätten zwar diese hohen Begriffe herab stimmen sollen; allein da die ersten Eindrücke immer die lebhaftesten sind, so sah er nur das Bild vor sich, das ihm sein Freund Diego davon ent-

worfen hatte. Um ſo auffallender mußte ihm nun ein Geſpräch ſeyn, von dem er noch in Ferrara Ohrenzeuge war.

Der alte Officier hatte eines von den wenigen Geſichtern, die dem Britten erträglich waren, und die er ſelbſt im Anfalle der Milzſucht um ſich dulden konnte. Er lud ihn alſo auf ein Stück Roſtbeef, und auf Punſch ein, die er vortrefflich zu machen wußte.

Der göttliche Punſch hatte die Geiſter aufgeheitert. Der Britte ward ſehr geſprächig. Er hatte mit ſeiner ſatyriſchen Geißel einen guten Theil der menſchlichen Thorheiten durchgepeitſcht, und da mußte er wohl auch auf die franzöſiſche Revolution kommen.

„Nun wird der Tanz bald in der ganzen

Welt angehen," ſagte er. „Die übrigen Nationen waren ja (meine Landsleute ausgenommen) immer die Affen der Franzoſen. Die Deutſchen haben die Nationaltracht abgelegt, und gehen franzöſiſch. — Die Spanier haben ihre Krägen, ihre Mäntel mit franzöſiſchen Jabots und Stutzerkleidern verwechſelt. — Der Pohle krauſet ſich die Haare nach Franzmannsart — alles iſt franzöſirt — überall ſieht man Affen der Franzoſen: es müßte alſo ein Wunder ſeyn, wenn ſie nicht auch in dieſem Puncte ihre Affen wären. — Da wird es nicht wenig zu lachen geben; überall Revolution — überall Nationalverſammlungen — überall Menſchen, die nach Freyheit ſchnappen, und anſtatt Eines Deſpoten ſich ein tauſend zwey hundert wählen — überall Aſſignaten — und am Ende überall Fröſche, die der Storch frißt. — — —

Ohne sich zu erklären, ob er den Auftrag dazu habe oder nicht, fiel nun der Officier mit vieler Bescheidenheit ein, daß es der Plan seiner Reise sey, zu untersuchen, in wie weit Europa an dem Freyheitsfieber krank liege. —

„Ich habe nun wohl die meisten Länder dieses Welttheils durchreiset," sagte er; „aber ich finde, daß man auch dieß Mahl das Übel ärger mache, als es ist. Ich glaube auch nicht, daß dieß die besten Freunde des Vaterlandes sind, die ihren Monarchen gewaltsame Präservativmittel wider dieses übel anrathen. —— Man kann wohl zur Verhütung des Feuers gute Anstalten treffen; aber man muß nicht Feuerlärmen schlagen, und um Hülfe zum Löschen rufen, so lange es noch nicht brennt. —

„Je mehr man," fuhr er fort, „die Freyheit zu reden und zu ſchreiben beſchränkt, deſto mehr weckt man die Freyheit zu **denken** auf — und mancher fängt nun erſt an, über eine Sache nachzudenken, weil ihm das **Reden** darüber verbothen iſt. — Ich kann daher die Monarchen nicht genug verehren, die, ohne das geringſte Mißtrauen gegen die Treue ihrer Unterthanen zu verrathen, fortfahren, ihr Volk mit Weisheit und Güte zu beherrſchen — und gelaſſen dem Ausgange des franzöſiſchen Poſſen- und Trauerſpieles zuſehen."

„So wie die Sachen liegen, kann der Ausgang unmöglich glücklich für die Bewohner Frankreichs ſeyn; und fällt er unglücklich aus, ſo iſt dieſes Beyſpiel weit lehrreicher und abſchreckender für die übrigen Nationen, als alle gewaltſame Mittel, als Preß-

freyheitsbeschränkung, Landesverweisung, und Inquisition." —

„Güte! ha! Güte!" rief der Britte, und brach in sein hämisches Gelächter aus. — „Die Menschenrace ist zu verdorben, als daß Güte auf sie wirken sollte — War **Joseph** der Zweyte nicht ein guter und weiser Monarch, der nur das Glück seiner Länder wollte? Wie haben ihn die Brabanter, und mehr andere Unterthanen dafür belohnet? Die Menschheit ist von einem bösen Geiste besessen, den nur die Peitsche austreiben kann." —

„**Leopolds** Weisheit," fiel der Officier ein, „hat alles ohne Gewalt in das ordentliche Geleise zurück gebracht, und er genießet nun die Früchte der Ruhe, die er seinen Staaten gab. — Die Niederländer verehren seine Güte, so wie sie seine Standhaftigkeit

fürchten, und ſie werden ſich wohl hüten, ſich noch ein Mahl vor ganz Europa lächerlich und verächtlich zu machen.“

Der Britte hatte ſchon (beſonders in Anſehung der Niederländer) einen wichtigen Einwurf in Bereitſchaft, als der Kapuziner in das Zimmer trat, um von der Geſellſchaft Abſchied zu nehmen. —

„Kommen Sie, ehrwürdiger Herr!“ rief der Engländer, der in einem Stündchen ſeiner guten Laune war. — „Nehmen Sie Platz, und verſuchen Sie meinen Punſch — So weiß ihn kein Franzoſe zu machen.“

Spitzkappe und Bart abgerechnet, war unſer Kapuziner ein Hofmann. — Er nahm alſo die Einladung mit vieler Höflichkeit an, und that Beſcheid. —

„Ihr seyd grundgelehrte Herren," fuhr der Britte fort; „sagen Sie mir also, lieber Pater, was doch die Grundursache von dem bösen Revolutionsgeiste sey, der halb Europa angesteckt hat?"

„Meine Weisheit ist eine von den kleinsten," erwiederte der Pater mit einer Miene, die auf große Weisheit Anspruch machte; „allein ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß der **Unglaube** die Schuld an all diesen Übeln habe. Wer sich über die Pflichten der Religion hinweg setzt, bricht auch die Pflichten des Bürgers. — Wer Gottes Anordnungen nicht befolgt, gehorchet um so weniger den Befehlen weltlicher Monarchen."

„Der Gedanke läßt sich hören," erwiederte der Britte. — „Ich sehe, daß ich mich an

den rechten Mann gewandt habe — aber da Sie uns das eine Räthsel aufgelöset haben, so wünsche ich von Ihnen zu vernehmen, wie denn in das Reich des allerchristlichsten Königs der abscheuliche Unglaube habe einnisten können.“

„Diese Frage ist noch leichter beantwortet, als die erste,“ versetzte der Kapuziner. Die freygeisterischen Schriften des **Voltäre**, des **Rousseau**, des **Helvetius**, und der übrigen Philosophen sind Schuld an diesem Unglauben. — Sie haben die gottlosen Sätze gelehrt; daß der Papst fehlbar sey, — daß die Mönche Hummeln wären, die den arbeitsamen Bienen den Honig wegfressen — und daß die Monarchen ihre Macht vom Volke haben. — — Diese ketzerischen Sätze haben das Ansehen des Papstes, der Mönche und der Regenten erschüttert, und den

Unglauben erzeugt, der nun mein armes Vaterland zu Grunde richtet.“

„Fehl geschossen!“ rief der Britte, dem der Punsch in den Kopf gestiegen war; fehl geschossen, Herr Pater! — Nicht Voltäre, nicht Rousseau, nicht die Philosophen, sondern der Aberglaube hat den jetzigen Unglauben erzeugt. — —

Der Kapuziner stutzte, und der Insulaner glaubte, daß sein Freund dieß Mahl wohl Unrecht haben dürfte. —

„Vielleicht ist es doch so,“ sagte der Officier. „Wenn wir die Geschichte lesen,“ fuhr er fort, „so finden wir, daß das Volk durch viele Jahrhunderte in dem schrecklichsten Joche des Aberglaubens erhalten wurde. — Deutschland, das nie das Joch des alten Roms

tragen wollte, brach auch am erſten die Ketten des neuen Roms entzwey. Der unterdrückte Menſchenverſtand fing an ſeine Rechte zu behaupten.“

„Es fing nach und nach an, auch in den Köpfen der übrigen Katholiken heller zu werden, und die Monarchen, die des päpſtlichen Druckes müde waren, zündeten ihren Unterthanen ſelbſt das Licht an.“

„Das Volk ſah nun ein, wie ſchändlich es durch Jahrhunderte am Seile des Aberglaubens geleitet wurde. — Es wollte dieſe Ketten zertrümmern; weil es aber vielen an gutem Unterrichte, und alſo **wahrer Aufklärung** fehlte, ſo machten ſie (anſtatt vernünftige Chriſten zu werden) vom **Aberglauben** einen Sprung zu dem eben ſo gefährlichen **Unglauben**. — — — Und auf die-

ſe Art wäre der Aberglaube an dieſem ſo überhand nehmenden Unglauben, und alſo auch an der Revolution in Frankreich Schuld; obwohl dieſe, nach meiner Meinung, einen ganz andern Grund hat.“ —

„Bravo!“ rief der Britte. „Ganz aus meiner Seele geſprochen! — Punſch her! Pater! Sie müſſen trinken — — **Vom Aberglauben iſt nur ein Sprung zum Unglauben.** So iſts — — — Merket euch das, ihr Herren! — — Sie haben den Prozeß verſpielt.“ —

Der beängſtigte Kapuziner kam mit einer Diſtinction angezogen. —

„Keine Diſtinction!“ rief der Britte. — — Sie haben Unrecht — und Sie müſſen trinken.“ —

Der Pater trank — — und o Wunder des Punſches! — Schon beym vierten Glaſe gab er es ſelbſt zu, daß der Engländer ganz Unrecht nicht habe, und daß der Unglaube am Ende wohl ein Sohn des Aberglaubens ſeyn dürfte. Der Inſulaner hatte dem Geſpräche ſehr aufmerkſam zugehört, und ſeine hohen Begriffe von Rom waren um fünf und zwanzig vom Hundert herab geſunken.“ — — — — — —

---

# Dreyßigstes Kapitel.

Der Engländer mag es beym päpstlichen Stuhle verantworten! —

Der Britte hatte eine gute Portion Punsch zu sich genommen, und lag noch in den Armen des Schlafes, als der Insulaner schon in den Gassen von Ferrara herum irrte. —

Er hatte wohl mehrere Straßen durchwandelt, ohne einer Seele zu begegnen; und wenn er doch auf menschliche Geschöpfe stieß, so waren es Bettler oder Mönche. —

„Dieſe Stadt muß ſehr ſchlecht bevölkert ſeyn," ſagte er bey ſich; „aber wenn ſie ſchlecht bevölkert iſt, warum braucht ſie denn ſo viele Kirchen? Ich habe nun wohl bey funfzig gezählt, und es ſcheint mir, daß für die hieſigen Einwohner zwey hinlänglich wären."- Er trug, als er nach Hauſe kam, dem Engländer ſeine Zweifel vor.

„Merkeſt du es nicht, daß du auf päpſtlichem Grund und Boden biſt?" verſetzte der Britte. — Viele Kirchen, viele Klöſter, viele Mönche, viele Bettler und Müßiggänger, ſchlechte Bevölkerung, Armuth beym Reichthume der Natur, und ein allgemeiner Geiſt der Trägheit ſind die charakteriſtiſchen Kennzeichen des Kirchenſtaates."

„Ferrara blühte, als es ſeine eigenen Herzoge hatte; es hat Leben und Thätigkeit ver-

loren, seit dem es eine päpstliche Provinz ist. — Die Stadt zählt kaum vier tausend Bewohner, und doch gibt es hier über hundert Kirchen und sechs und dreyßig Klöster voll Mönche und Nonnen. — Vielleicht lebt diese Provinz wieder auf," setzte er mit boßhaftem Lächeln hinzu, „wenn eine gewisse Macht den Ansprüchen der Herzoge von Modena darauf einst den gehörigen Nachdruck gibt. — Doch komm! ich habe hier noch eine Andacht zu verrichten!„ und hiermit lief er nach der Kirche der Benedictiner. —

Er kniete vor ein prächtiges Grabmahl hin, und blieb lange wie verzückt auf dem Gesichte liegen. — Der Insulaner erstaunte; denn in dieser Stellung hatte er seinen Freund noch nie gesehen. — „Vielleicht ist er Katholik geworden," sagte er bey sich. — „Das soll mich wohl sehr freuen; denn es

würde mir leid thun, wenn er verdammt würde." —

. Als sie Ferrara verließen, fragte er ihn, wer doch in dem Grabmahle liege, vor dem er so andächtig gekniet war?

„Der göttliche Arioſto," erwiederte der Britte. —

„Von dieſem Heiligen hat mir mein Freund Diego nichts geſagt; und er kannte ſie doch gewiß alle." —

„Arioſto war kein Heiliger, ſondern ein italieniſcher Dichter, verſetzte der Engländer." —

„Ein Poet alſo?" rief der Inſulaner. — „Er wird alſo wohl lauter geiſtliche Lieder geſchrieben haben, weil ihm der Papſt ſo ein

prächtiges Grabmahl in der Kirche ſetzen ließ.“ —

„Nicht eine geiſtliche Sylbe!“ ſagte der Britte. — „Er ſang ritterliche Abenteuer, und Damengunſt, und war manchmahl ſogar ſchlüpfrig. — — Seine ſchönen Verſe kitzelten die Ohren der Päpſte und Eminenzen, und ſeine komiſchen Einfälle erſchütterten ihnen das Zwerchfell. — Noch jetzt iſt er der Lieblingsdichter der Nation. Der Caminfeger und der Duca trillern ſeine Lieder, und Verliebte ſpielen ſie auf ihrer Chitarra. — — Er verdiente alſo dieſes ſchöne Denkmahl; obwohl einem italieniſchen Philoſophen dieſe Ehre nicht leicht widerfahren dürfte.“

# Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Der Autor hätte manches Bild in dieſem Kapitel noch reitzender ausmahlen können; aber er möchte um alles in der Welt für keinen Schmeichler angeſehen ſeyn. —

In Bologna hatte der Britte wieder ſehr viel mit den Meiſterſtücken der Kunſt zu thun. —

„Dieſe Stadt mag wohl ebenfalls dem Papſte gehören," — ſagte der Inſulaner, „weil ich ſo viele Kirchen und Klöſter hier ſehe." —

„So iſt es,“ erwiederte der Britte. — „Sie war zwar im Mittelalter ſammt ihrem Gebiethe ein republicaniſcher Staat, unterwarf ſich aber freywillig einem gewiſſen Papſte Julius — Indeſſen ſpukt hier noch immer ein republicaniſcher Geiſt, und die Päpſte werden zu thun haben, wenn ſie ihn ganz austreiben wollen.“ —

„Hat denn der Stifter der Religion auch ſo viele Städte gehabt?“ fragte der Inſulaner, dem ſeine erſten Ideen noch vor den Augen ſchwebten.“ — —

„Nicht einen Stein,“ erwiederte der Britte; „**denn ſein Reich war nicht von dieſer Welt**; allein ſeine Nachfolger wußten ſich das Chriſtenthum bequemer zu machen. Man ſollte glauben, daß ihr Reich von dieſer Welt wäre.“ —

Nach einem Aufenthalt von wenig Tagen ſetzten ſie ihre Reiſe nach Florenz fort. — Je näher ſie dieſer ſchönen Stadt kamen, je reitzender und anmuthiger ward die Gegend — Das Feld war beſſer gebaut, die Dörfer mehr bevölkert — der Bauer reinlicher gekleidet, und geſitteter, und von Bettlern war nichts zu ſehen. — —

„Du ſiehſt hier den ſichtbaren Einfluß einer weiſen Regierung," ſagte der Britte zu dem Wilden, den dieſer Übergang von Trägheit und Müßiggang zur Arbeit und Induſtrie in Erſtaunen ſetzte.

„Dieſes Land gehört alſo wohl ſchwerlich dem Oberhaupte der Kirche?"

„Es gehört dem Großherzoge von Toskana," erwiederte der Britte. „Es hatte das

Glück, durch einige zwanzig Jahre von einem klugen Fürſten beherrſcht zu werden; und dieſem hat es die Verbeſſerung ſeiner phyſiſchen und moraliſchen Cultur zu danken. Er hat ſeinem Volke ein weiſes Geſetzbuch gegeben, und den übrigen katholiſchen Fürſten zur Reformation kirchlicher Mißbräuche die Bahn gebrochen. Er zog vielen geweihten Müßiggehern die Kutte ab, ohne vor einem Bannſtrahle zu zittern — Er gab ſeinen Unterthanen die unverjährten Rechte der Menſchheit, die Denk- und Schreibfreyheit zurück. — — Ich bin, als Engländer, kein Freund von Monarchen; aber wenn ich doch einen haben müßte, ſo wäre es dieſer." —

„Werde ich dieſen Fürſten hier zu ſehen bekommen?" fragte der Inſulaner. — — „Ich bin ein großer Freund von guten Regenten." —

„Er hat nun die Beherrſchung weit gröſſerer Staaten angetreten," erwiederte der Britte; „aber er hat Toskanen einen ſeiner Söhne zum Herrſcher gelaſſen, auf dem, wie es zu vermuthen iſt, der Geiſt ſeines Vaters ruhet." —

Unter ſolchen Geſprächen waren ſie an der prächtigen Triumphpforte angelangt, die Kaiſer Franzens Andenken errichtet wurde. — Darauf lief der Britte nach der groſsherzoglichen Gallerie. —

Der rohe Inſulaner war bey dem Anblicke ſo vieler ſeltnen Steine, Büſten, Moſaiken, Münzen, und andrer Kunſt- und Naturproducte ziemlich gleichgültig geblieben — Nun aber traten ſie in das Zimmer, wo ſich die Statue der mediceiſchen, und das bezaubernde Original der titianiſchen Venus

befand — und der Wilde ward bey ihrem Anblicke ſelbſt zu einer Statue. —

Nachdem er lange wie verſteinert da ſtand, ſagte er endlich: „Ich möchte wohl die Dame kennen, die dem Künſtler bey ſeiner Arbeit zum Modelle gedient hat.“ — —

„Dieſe Statue iſt nach keinem Modelle verfertiget,“ erwiederte der Engländer. — „Noch gab es kein Weib, und nie wird es auch eines geben, das die Reitze dieſes Bildes in ſich vereinigte.“ —

„Das thut mir leid,“ ſagte der Inſulaner — „Ich hätte gern (ſelbſt mit Gefahr meiner Naſe) für eine Umarmung dieſe ganze Gallerie hingegeben. — — Das heißt einem die Zähne lang machen. — Ich ſehe auch nicht ein, was dem Künſtler damit ge-

dient iſt, daß er Leuten Schönheiten zeigt, die es nicht gibt." — —

„Der Künſtler hat nach einem Ideale gearbeitet," erwiederte der Britte. —

„Was will das ſagen: Ideal?"

„Ideal," fuhr der Engländer fort, „iſt ein Kind der Einbildung: der begeiſterte Künſtler dachte ſich die einzelnen Schönheiten des Weibes in ihrer größten Vollkommenheit — Dieſe einzelnen Schönheiten ſetzte er dann in ſeiner Seele in ein Ganzes zuſammen, und ſo entſtand in ſeinem Gehirne das Ideal weiblicher Schönheit, nach dem er ſeine Statue und ſein Bild verfertigte." —— „Wir leben überhaupt in Zeiten," ſetzte er im Fortgehen mit ſatyriſchem Lächeln hinzu, wo es mehr Ideale, als Wirklichkeit gibt. — —

Wir haben Ideale von Heldenmuth, Fürſtengröße, Geſetzgebung — Patriotismus — von Bürgertugend — und ſogar von Heiligkeit, aber ſehr wenig Helden, Patrioten, und noch weniger Heilige. — — Unſre Romanen, unſre Komödien und Trauerſpiele, unſre Legende — und ſelbſt unſre Geſetzbücher ſind voll ſolcher idealiſchen Begriffe und Bilder — aber dieſe Ideale richten ſehr viel Unheil in der wirklichen Welt an.“

„Der Monarch denkt ſich in ſeinem Unterthane den vollkommenſten Inbegriff von Gehorſam, Unterwürfigkeit, Liebe, und Aufopferung für das gemeine Beſte. — Der Unterthan hingegen ſtellt ſich in ſeinem Fürſten ein mehr als menſchliches Weſen vor, das nur zu winken braucht, um alle Berge eben zu machen, alle Mißbräuche abzuſtellen, und allen oft wirklichen, oft auch von dem

Unterthane nur geträumten Staatsübeln abzuhelfen. — Und weil sich denn beyde Theile gemeiniglich in ihren wechselseitigen hohen Begriffen betrogen finden, weil der Unterthan kein **willenloses** Geschöpf, und der Monarch kein **Gott** ist, so ist denn der Fürst mit dem Volke, und das Volk mit dem Fürsten öfters nicht zufrieden. — — Weg mit allen Idealen von Tugend und Seelengröße! Das Mittelding von Engel und Vieh ist nur für die Mittelmäßigkeit gemacht — Fürstengröße und Heldentugend sind schöne Figuren, die nur in der Ferne glänzen. Man betrachte sie in der Nähe, und es klebt nur zu viel menschliche Schwachheit an ihnen. — — Man nehme die Menschen, wie sie sind, und es wird bald besser in der Welt gehen." — —

Ich weiß, daß sich wider das Räsonne-

ment des Britten wichtige Einwürfe machen ließen; weil ich aber das Einwürfe machen jederzeit der Klugheit meiner Leſer überlaſſe, ſo will ich auch dießmahl ihrem Urtheile nicht vorgreifen — und den Faden der Geſchichte weiter fortſpinnen. — —

# Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Ein luſtiges Kapitel — nur bittet der Autor ſeine ſchönen Leſerinnen, ſich bey mancher Stelle nicht zu ärgern.

Die unzähligen Schönheiten und Denkmahle der Kunſt hielten unſern Britten mehrere Tage in Florenz angeſeſſelt. Endlich brachen ſie auf, und nahmen ihren Weg über Sienna nach Rom.

Der Inſulaner war ein ungleich größerer Liebhaber von lebenden, als von todten Schönheiten. — Das ſchöne Geblüt, durch

das ſich Sienna, ſo wie durch Anſtand und Feinheit der Sprache auszeichnet, war ſeiner Aufmerkſamkeit nicht entgangen. —

„Wollen wir nicht einige Tage hier bleiben?“ ſagte er zum Britten. „Ich denke doch, daß dieſe ſchönen Kinder eben ſo gut unſre Bewunderung verdienen, als die lebloſen Gemählde und Alterthümer, denen du in Florenz ſo nachgelaufen biſt. Geh du immer in Kirchen herum, und zeichne alte Inſchriften in die Schreibtafel, und ſieh dich an Bildern, Statuen und Grabmahlen ſatt. — Ich weiß mir hier eine beſſere Beſchäftigung.“ —

„Geh, wohin du willſt,“ verſetzte der Britte; „aber morgen reiſe ich ab.“ —

Der Inſulaner kehrte in die Gaſſe zurück, wo er mehrere überaus reitzende Frauenzim-

mer am Fenſter hatte liegen ſehen. — Sie waren ungemein geputzt, und da ſie den Vorbeygehenden den ſchönſten Buſen, der ſich nur denken läßt, zur Schau darſtellten; ſo glaubte er, daß wohl auch das Übrige eine Waare auf den Kauf ſeyn könne. Er gab ihnen alſo, nach Inſulanerart, ſeine Wünſche deutlich genug zu erkennen — aber die Schönen verſtanden ihn nicht, oder ſchienen ihn nicht zu verſtehen. —

Nun erſt erinnerte er ſich an ſeine ſchlichte Kleidung; denn er trug noch immer den Rock, den er in dem glücklichen **Valteline** getragen hatte. —

„Die Damen werden glauben, daß ich kein Geld habe," ſagte er bey ſich; „und Geld iſt doch der Hauptſchlüſſel zu ihren Herzen. Ich werde ſie alſo vom Gegentheile überzeugen."

Hiermit klebte er ſich eine neue Zechine auf das rechte Auge, und blickte nach allen Fenſtern hinauf. — Das Mittel half nichts — Er klebte nun noch zwey Zechinen an die Stirn. — Es ging nicht beſſer. Ein ſpöttiſches Lächeln war die ganze Antwort — der Inſulaner wurde nun unwillig. —

„Wenn dieſen Damen ihre Reitze nicht feil ſind," ſagte er, „ſo ſollen ſie dieſelben auch nicht zu Markte tragen. Allein vielleicht ſind ſie im Zimmer geſchmeidiger, als am Fenſter — und ſo war er im Begriffe, die nächſte Treppe hinauf zu ſteigen, als ihn ein kleines Mädchen am Ärmel zupfte. Er folgte dem Mädchen über zwey Treppen, und fand in einem ſchön meublirten Zimmer ſeine — — Pariſerinn. — — —

## Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Es lebe die franzöſiſche Dankbarkeit!

„Ich habe Ihnen in Paris Ihre Uhr und Schnallen genommen,“ ſagte die Schöne zum Inſulaner, der über ihren Anblick nicht wenig betroffen war; „aber dieſe Uhr und dieſe Schnallen haben mein Glück gemacht. Ich kaufte mir damit einen Mann, der von Sienna gebürtig war. Dieſer nahm mich mit in ſein Vaterland, und nun bin ich eine der erſten Putzhändlerinnen in Sienna. Der Franzoſe hat ein dankbares Herz. — Ich möchte Ihnen daher gern dieſe Kleinig-

keit zurück ſtellen: allein ich habe mein Capital in der Handlung verſteckt — Sie werden mich aber verbinden, wenn Sie bey mir zum Soupe bleiben wollen." —

„Von Herzen gern!" ſagte der Inſulaner: „aber was wird dein Mann dazu ſagen? Ich will nichts mit Italienern zu thun haben — Ich wollte in Venedig eine hübſche Dame nur umarmen, und bekam Abends einen Dolchſtich." — —

„Bey uns haben Sie nichts zu beſorgen," erwiederte die Pariſerinn — „Mein Mann hat eine Reiſe nach Florenz gemacht, und kommt vor acht Tagen nicht zurück. Allein was hatten Sie wohl an der Stirne kleben, als Sie hier durch die Gaſſe gingen?"

„Ein Paar Zechinen" — ſagte der Wilde —

„Ich weiß, daß die Damen das Geld lieben, und ich wollte ihnen zeigen! daß ich nicht ganz leer bin.“

„Ein sehr witziger Einfall!“ rief die Pariserinn. — „Sie haben also noch mehr solche Zechinen?“ —

„Nicht mehr viel,“ — sagte der Insulaner; „aber sie stehen dir zu Dienſten.“ — —

Die Schöne proteſtirte. „Was ich für Sie thun will,“ sagte ſie, „geſchieht aus bloßer Dankbarkeit.“ —

Das Nachteſſen wurde aufgetragen. — Der Inſulaner war in einer Stimmung, wo er zur Aufweckung der Lebensgeiſter eben keines Rebenſaftes bedurfte; indeſſen leerte er doch eine Flaſche Montepulciano. — —

„Meine Naſe wird bey dir doch nicht in Gefahr ſeyn?“ ſagte er. — —

„Bey einem verheiratheten Weibe!“ rief die Pariſerinn. — —

„Du haſt Recht,“ ſagte der Wilde, und ſchickte ſich an, die Früchte der Dankbarkeit einzuernten. — — — — —

Er lag tief in den Armen des Schlafes, als ihn ein Geräuſch weckte. — Die Magd ſtürzte mit der Nachricht in das Zimmer, daß der Herr an der Thür poche. —

„Mein Mann!“ ſchrie die Pariſerinn. „Ciel! ich bin verloren.“ —

„Dein Mann?“ rief der Inſulaner: „nun, das wird eine ſaubere Wäſche geben.“ —

„Retten Sie ſich — retten Sie meine Ehre. — Wir ſind beyde ein Opfer des Todes — Mein Mann iſt die Rachſucht ſelbſt. — — — Hier ſind Ihre Beinkleider, hier Rock und Hut. — — Nur geſchwinde in den Garten hinab! — — Meine Magd wird Ihnen über die Mauer helfen. — Fort — fort — man pocht neuerdings.“ —

„So laß mich doch die Beinkleider anziehen!“ —

„Das können Sie thun, wenn Sie über der Mauer ſind.“ —

„Aber dein Mann ſollte ja erſt in acht Tagen kommen.“ —

„Wer kann ſich auf Männerwort verlaſ-

ſen? Fort! fort!" und hiermit ſchob ſie ihn zur Thür hinaus. —

Er lief (die ganze Garderobe in der Hand) nach dem Garten, und die Magd, die vor Lachen faſt berſtete, war ſo galant, ihm bey dem Sprunge über die Mauer anſtatt der Leiter zu dienen. —

„So was iſt mir in der Chriſtenheit noch nicht begegnet," ſagte er, indem er ſich ankleidete. — „Mein Freund wird nicht wenig lachen, wenn ich ihm die Geſchichte erzähle. — Ich bin indeſſen doch noch gut weggekommen. — — Wenn es nur der armen Dame keinen Verdruß macht." — —

Erſt jetzt merkte er, daß Uhr und Börſe weg war. „Himmel!" rief er, „wenn der Italiener meine Börſe und Uhr findet, ſo iſt

meine Pariſerinn ein Kind des Todes — und er muß ſie finden; denn ich habe beydes auf das Nachttiſchchen hingelegt. — O ich Unglücklicher! Vielleicht war aber die Dame ſo klug, die Sachen wegzuräumen. — Ich wünſche es; denn es ſollte mir ungemein leid um ſie thun. — Sie hat ein gar zu gutes Herz, und gibt einen ſo ſüßen Kuß.“ —

## Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Unglück kommt nie allein — O du göttliches Geld!!!!

Ich laſſe abermahl meinen ſchönen Leſerinnen die Entſcheidung über, ob der Mann der Pariſerinn wirklich zur Unzeit aus Florenz ankam, oder ob das ganze Ding ein abgeredter Handel war, den guten Inſulaner, deſſen Unerfahrenheit und Herzensgüte die Dame noch von Paris aus kannte, um ſeine wenigen Zechinen zu prellen. — Sie

müſſen Ihr eigenes Geſchlecht an beſten kennen, und haben gewiß tiefere Blicke in die Falten des Weiberherzens gethan, als wir arme Autoren.

Die Unverſchämtheit ihrer Anrede, die Frage, ob er noch mehr ſolcher Zechinen habe, und das Gelächter der Magd laſſen zwar das Letztere vermuthen; allein Muthmaßungen ſind noch kein Beweis. — — Ich komme alſo wieder auf unſern Inſulaner.

Da er bey finſtrer Nacht unmöglich nach dem Gaſthauſe finden konnte, ſo hielt er es für das Klügſte, unter einem an der Gartenmauer ſtehenden Baume ſeinen Schlaf auszuſchlafen.

Er hatte kaum die Augen zu, als ihn

ein ziemlich unsanfter Stockstreich wieder zu sich brachte. — Er sah drey bewaffnete Männer vor sich stehen, von denen ihm einer mit der Laterne ins Gesicht leuchtete. —

Er glaubte anfänglich, daß es der Gemahl seiner Pariserinn sey; allein das Räthsel ward ihm bald gelöset. — Die Sicherheitswache gab sich ihm zu erkennen, und er mußte, Trotz aller Versicherung, daß er ein Fremder sey, der sich in der Stadt verirrte, nach dem Arreste wandern." — —

„Das sind doch sonderbare Schicksale!" sagte er bey sich, als er auf der unsanften Pritsche vergebens dem Schlafe entgegen harrete. — „Ich glaubte, die Sonne würde mich in den Armen meiner Dame finden, und nun findet sie mich im Arreste. — — Allein ich hoffe bald los zu werden. — Es

kann doch unmöglich ein so großes Verbrechen seyn, wenn man sich bey Nacht, um auszuschlafen, unter einen Baum legt — oder sollte mich der Mann meiner Pariserinn haben einziehen lassen? Das wäre schrecklich!"

Am andern Morgen mußte er vor Gericht erscheinen; und so menschlich auch die Gesetze in diesem Lande sind, so wäre er doch so bald nicht los gekommen. — Allein die edle Offenherzigkeit, mit der er seinen Richtern (das nächtliche Abenteuer ausgenommen) seine ganze Lebensgeschichte erzählte, sein redliches trugloses Gesicht, und endlich die Aussage des Wirthes, daß es wirklich der Fremde sey, der bey ihm mit einem Engländer das Quartier genommen hatte, bewirkten seine Befreyung. —

Er eilte nach dem Gasthofe; aber das

engliſche Genie war ſchon mit Sonnenaufgange nach Rom aufgebrochen. —

Nyn fühlte der arme Inſulaner erſt den Verluſt ſeiner Börſe. — Er wäre gern zur Pariſerinn zurück gekehrt, um ſie nur um eine Zechine zu bitten: allein er beſorgte, daß es der Dame Verdruß machen könnte, und zog alſo mit traurigem Herzen aus Sienna ab. —

Er hatte nun die Menſchen ſo ziemlich kennen gelernt, und wußte alſo, wie wenig man ſich in der Noth von ſeinen Mitbrüdern in Chriſto zu verſprechen habe. — Das Andenken an ſeine Luiſe ſtellte ſich auch wieder im Trauerflore ein; er war ganz niedergeſchlagen, nur die Hoffnung, daß er ſeinen Freund einhohlen könne, heiterte ihn noch etwas auf. — —

Er war bis an den Abend mit verdoppeltem Schritte fortgelaufen; aber es war kein Engländer zu sehen. — Der Britte blieb nicht gern auf der Heerstraße — Kein Felsen war ihm zu rauh und steil, kein Berg zu hoch, wenn irgend wo ein Bruchstück des Alterthums zu sehen war. — —

Der Hunger klopfte nun immer mächtiger an den Magen unsers Wilden an — Vergebens hatte er zwey vorüber fahrende Wagen mit Reisenden um Almosen angesprochen — vergebens vor der Thür zweyer Pfarrer um Brot gebethen — endlich fand er nahe bey St. Quirico einen Bauer, der sein Brot und seinen Krug Wein mit ihm theilte, und ihn in seiner Scheune schlafen ließ.

Am andern Morgen gab er ihm noch ein

Stück Brot auf die Reiſe, und der Inſulaner drückte ihn an ſein dankbares Herz. —— Er ſetzte den Stab weiter; allein ſein erſter Reiſegefährte, der Hunger, fand ſich bald wieder ein. — Er war bis an den Abend fortgegangen, und befand ſich noch ein halbes Stündchen von **Aquapendente**, einem päpſtlichen Städtchen, als Müdigkeit und Hunger ihn nicht weiter gehen ließen.

Er warf ſich unter einen Baum hin; und ſo romantiſch auch dieſe Gegend iſt, ſo waren doch alle Schönheiten der Natur nicht fähig, ihn aus ſeiner Schwermuth zu wecken.

Er hielt bey ſich einen langen Monolog, und das **Memento**, das er dabey für die Chriſtenheit und unſre Staatsverfaſſung

machte, hat ſo wenig Erbauliches für unſre civiliſirten Ohren, daß ich beſſer thue, daſſelbe mit Stillſchweigen zu übergehen. — Aber von allen Gedanken war ihm keiner unerträglicher, als **daß ein menſchliches Geſchöpf auf Gottes weiter Erde, mitten in dem Schooße des Reichthumes der Natur, auch nur in den Fall kommen könne, Hungers zu ſterben.** —

Dieſer Gedanke preßte ihm Thränen aus. Er blickte mit ſtarrem verzweiflungsvollem Blicke zur Erde nieder; ſeine Hände waren auf beyde Kniee geſtützt, als er mit der rechten Hand etwas fühlte, was einer Münze glich. — Es war eine Zechine, die ſich durch eine Ritze des Sackes in das Futter des Beinkleides verloren hatte. —

Welch ein Fund! welche Freude! Ein Spion, der einen ehrlichen Mann endlich auf einer That ertappt, die den Schein der Verdächtigkeit hat, kann nicht die Wollust fühlen, die unser Wilder beym Anblicke dieser Zechine empfand. — „O du göttliche Zechine," rief er, und drückte sie feuriger, als seine Pariserinn, an den Mund. — „Du gibst mir das Leben wieder. — Nun lerne ich erst deinen Werth einsehen. — In Zukunft werde ich besser mit Geld wirthschaften — und wenn ich auch wieder einmahl meine Börse hingebe, so will ich doch wenigstens eine Zechine oder Guinee für mich behalten."

Wie neu belebt, sprang er nun von dem Boden auf, und lief dem päpstlichen Städtchen zu, wo er sich den bösesten aller Gäste vom Halse schaffte.

## Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Wir leben doch in ſonderbaren Zeiten. — —

Der Inſulaner war bereits Bolſena und Ronciglione paſſirt. Sein Herz öffnete ſich wieder der Freude. Die mahleriſche Natur, die ſelbſt unter den trägſten Menſchenhänden ihren Reichthum über dieſe Gegend ausgegoſſen hatte, erfüllte ſeine Seele mit dankbaren Empfindungen gegen ihren Urheber. —

Er ſah die Gegenſtände um ſich her wieder im roſenfarbnen Lichte, und er hätte mit

keinem Könige getauſcht; denn er hatte faſt noch eine Zechine im Sacke. —

Die Kuppeln Roms glänzten ihm bereits entgegen — er eilte friſch darauf los, und war ſchon nahe an der Tyber, als der Engländer mit ſeinem Diener hinter ihm auf einem Eſel angeritten kam.

Der Inſulaner umarmte vor Freude Engländer und Eſel. —

„Es geſchieht nicht aus Demuth," ſagte der Britte, „daß ich auf dieſem Thier in Rom einreite; ſondern ich habe mir auf einem Berge einen Dorn in den Fuß getreten, und das erſchwert mir das Gehen — Aber was iſt denn dir aufgeſtoßen, daß du in Sinna die ganze Nacht nicht nach Hauſe kamſt?"

Der Wilde erzählte ihm nun seine Abenteuer.

„Wenn wirst du einmahl klug werden?“ rief der Britte, und zerplatzte fast vor Lachen. „Merkst du denn nicht, daß deine Pariserinn eine abgedrehte Betriegerinn ist, die dich um deine wenigen Zechinen bringen wollte? Du hast auch von Glücke zu reden, daß du so geschwinde aus den Händen der Gerechtigkeit los kamst. — In manch anderm Lande hättest du bey all deiner Unschuld ein Vagabond seyn müssen, und man würde dich ohne Gnade unter das Militär gesteckt haben. — —

Der Insulaner glaubte, daß unmöglich Betrug dahinter seyn könne, weil die Pariserinn bey der Nachricht von der Ankunft ihres Mannes ganz blaß ward. —

„Du kenneſt die Weiber noch wenig,“ erwiederte der Britte: „ſie werden blaß und roth, wenn ſie wollen. — Allein laß es gut ſeyn! die Zechinen wollen wir ſchon wieder erſetzen, wenn nur die Naſe nicht gelitten hat.“ — —

„Für dieſe bin ich außer Sorgen,“ ſagte der Wilde: „denn meine Dame iſt ja verheirathet.“

Unter dieſem Geſpräche waren ſie in Rom angelangt. — Die Mauthdiener wollten den Mantelſack unterſuchen, und fragten zugleich um Päſſe; der Engländer druckte einen Scudo in die Hand, und es wurde nicht weiter um Mantelſack und Paß gefragt. —

„Ziehen Sie immer Ihre Wege!“ ſagte

der Mauthbeamte: „denn ſo großmüthige Herren können unmöglich böſe Abſichten wider die Kirche und ihr Oberhaupt im Schilde führen.“

„Woher auf ein Mahl dieſe Strenge?“ ſagte der Britte: „man hat doch ſonſt Fremde nie um Päſſe gefragt; man hätte vielmehr die halbe Welt ſelbſt mit Päſſen verſehen, wenn ſie nur ihr Geld nach Rom getragen hätte.“ — —

„O, wir leben jetzt in böſen Zeiten,“ erwiederte der Mauthbeamte. Man kann nicht genug auf ſeiner Hut ſeyn. — Wir fürchten uns vor den Anhängern des Caglioſtro, vor den franzöſiſchen Emiſſärs, und vor den Freymaurern. — Es ſcheint, daß ſich die halbe Welt gegen die Hauptſtadt des Glaubens verſchworen habe. Die Leute löſen keine Ablaß-

briefe mehr, hohlen keine Diſpenſen, und tragen ihre Sünden und ihr gutes Geld nicht mehr nach Rom. — Man ſieht höchſtens noch arme Pilger, die uns, anſtatt Geld, Läuſe ins Land bringen, und das Brot vertheuern helfen."

Der Britte brach in ſein gewöhnliches ſatyriſches Lächeln aus.

„Wir erleben doch ſonderbare Dinge!" ſagte er im Fortreiten. „Der Fels, den die Hölle nicht überwältigen ſoll, zittert nun vor Caglioſtrianern und franzöſiſchen Emiſſärs." — — —

## Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

O Rom! o Gerechtigkeit!

Sie waren nun bey acht Tagen in dem ſtolzen Rom, das einſt die größten Kaiſer auf ſeinem Throne ſah, und nun einem geweihten Pantoffel huldiget — das einſt die tapferſten Helden erzeugte, und nun von Leuten bewohnet wird, die keinen bloßen Degen ſehen können — und das doch bey all ſeiner Ausartung durch viele Jahrhunderte noch immer einen

großen Theil der Welt beherrſchte, Monarchen zittern machte, und Kronen vertheilte.

Der Inſulaner erſtaunte über die Pracht der Gebäude, über die ſchimmernden Kutſchen der Cardinäle und Prälaten, über den majeſtätiſchen Vatican, mit ſeinen zwölf tauſend fünf hundert zwey und zwanzig Zimmern, und den päpſtlichen Sommerpallaſt, und die wollüſtigen Gärten des Quirinals; aber er mochte dieſe Gegenſtände von was immer für einer Seite anſehen, ſo konnte er ſie mit der ihm von ſeinem Freunde Diego ſo angerühmten Demuth und Dürftigkeit des Stifters der Religion nicht zuſammen reimen. —

Sie gingen eben bey einer Kirche vorüber, wo ein Hauptfeſt gefeyert wurde. Sie tra-

ten hinein. — Der Insulaner ward durch die bezaubernden Stimmen hingerissen, die das Lob des Schöpfers sangen. —

„Ich möchte doch diese Damen sehen," sagte er zum Britten; „wenn sie so schön und einnehmend sind, als ihre Stimmen, so müssen es die ersten Schönheiten von der Welt seyn."

„Damen!" rief der Engländer. — „Das sind mir die wahren Damen! — — Castraten, verschnittene Männer sind es. — — nicht ganz, aber doch halb so, wie einst der Dej von Algier deinen Dominicaner zurichten wollte."

„Wie?" rief der Insulaner; „der Papst duldet die Verstümmlung von Geschöpfen.

die der Schöpfer zur Fruchtbarkeit in die Welt geſetzt hat?

„Er duldet ſie nicht,“ verſetzte der Engländer; „er belegt vielmehr diejenigen mit dem Bannſtrahle, welche Knaben verſchneiden; aber er nimmt dieſe verſchnittenen Knaben ſo gleichgültig in ſeine Dienſte auf, wie wir Kapaune kaufen. — Seine Diſcantſänger ſind Caſtraten; in ſeinen Opernhäuſern, in ſeinen Kirchen hörſt du nur Caſtratenſtimmen.“ —

„Man hat zwar,“ fuhr er fort, „dem Kinde einen andern Nahmen gegeben; man nennt dieſe Opfer italieniſcher Habſucht Sopranſänger; aber die Menſchheit empört ſich, wenn man den Mann zum Weibe herab gewürdigt ſieht.“

Eines Tages kehrten sie von Trinita di Monte aus der reitzenden Villa Medicis zurück, und nahmen ihren Weg bey der Kirche St. Andrea vorbey, als ein Spitzbube dem Engländer einen Dolchstich versetzte. — Es war einer von den Kerlen, denen der Britte auf der Fahrt nach Venedig die Köpfe zusammen stieß. — —

Der Insulaner ließ seinen Freund der Sorgfalt des herbey laufenden Volkes über, und eilte dem Mörder nach. Er hohlte ihn ein, als er das Innere der Kirche erreicht hatte." — —

Ohne sich um den eben gehaltenen Gottesdienst zu bekümmern, packte er den Kerl an der Brust — Dieser klammerte, sich an ein Altargeländer an; allein der Wilde riß ihn los, und war im Begriffe, denselben mit seinem

eigenen ihm abgenommenen Dolche zu durchbohren, als auf das Geſchrey des Mörders die ganze andächtige Verſammlung über den Inſulaner her fiel — Man ſchleppte ihn nach der Sacriſtey, und nach einigen Stunden wurde er, als ein Entheiliger des Tempels des Herrn, der Gerechtigkeit überliefert; dem Mörder aber ward fortgeholfen. —

Der Wilde ward über dieſe Ungerechtigkeit wie wüthend — „Was habe ich verbrochen," ſchrie er in ſeiner ſpaniſchen Sprache, „daß ihr mich wie einen Verbrecher behandelt?"

„Du haſt die Kirche Gottes entheiliget," antwortete ihm einer von den Prieſtern, „weil du einen Verbrecher, der in unſerm heiligen Schooße einen Zufluchtsort wider den Arm der weltlichen Gerechtigkeit ſuchte, vom Altare ge-

riſſen, und ſogar den Dolch wider ihn zück-teſt." —

„Wie?" rief der Wilde; „der Tempel des Herrn ein Zufluchtsort für Mörder! O unerhörte Gottloſigkeit! — und das in der Hauptſtadt des Glaubens! — — O Diego, Diego! wie haſt du mich getäuſcht!" — —

Die Sicherheitswache war nun eingetroffen, und wartete am äußerſten Bezirke der Kirche. — Der Wilde wollte ſich nicht gefangen geben. — Er ſchlug ſich lange mit den päpſtlichen Soldaten herum, und es hätte ihm vielleicht geglückt, ſich los zu machen; allein es kam nun die ganze Hauptwache zur Verſtärkung herbey, und ſo mußte er der Übermacht unterliegen, und ſich nach dem Gefängniſſe ſchleppen laſſen. —

Ein Menſch, der die geheiligte Freyſtätte der Kirche verletzte, ſich an der Wache vergriff, der keinen Paß aufzuweiſen hat, dem beyde Ohren fehlen, und bey dem ſich nicht ein Bajocho im Vermögen fand (denn der Britte ſollte erſt am folgenden Tage ſeine Wechſel erheben), mußte natürlicher Weiſe in den Augen der Gerechtigkeit für einen böſen, gottloſen, gefährlichen und äußerſt verdächtigen Menſchen gelten. — Er konnte ſich auf keinen Geſandten berufen; denn die Inſulaner des Südmeeres haben keinen Geſandten in Rom. — Der einzige Engländer hätte ſeine Ehre retten können; aber dieſer war todt, und ſein Diener hatte mit dem Mantelſacke bereits Rom verlaſſen. —

Seine Richter glaubten alſo beſonders gnädig mit ihm zu verfahren, wenn ſie ihn zu

einer guten Portion Karbatſchſtreiche, und einer dreymonathlichen Zuchthausarbeit verurtheilten. — —

„Wie?“ rief der Wilde, als man ihm das gnädige Urtheil vortrug: „ihr nennet euch Diener der Gerechtigkeit — Barbaren ſeyd ihr. — Einen unſchuldigen Menſchen zum Zuchthauſe verdammen, weil er einen Mörder verfolgte, der ſeinem beſten Freunde einen Meuchelſtich verſetzte!“ — — Allein dieſe Reden dienten bloß dazu, die Anzahl der Karbatſchſtreiche zu vermehren. — — Kurz: er kam nach

St. Michaele a Ripa. — — — —

— — — — — — — — — — — — —

## Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Das kommt unvermuthet genug. —

Unſer Wilder war nun bey zwey Monathen im Zuchthauſe — und wäre ſein Herz nicht bis in den Grund ſo unverdorben geweſen, ſo hätte er zum Böſewichte werden müſſen. — Er befand ſich unter dem Auswurfe von Menſchheit: Beutelſchneider, Kuppler, Betrieger, Straßenräuber, jugendlicher Leichtſinn und abgehärtete Boßheit, alles lag hier unter einander — Der Verführer hatte mit

dem Verführten gleiche Strafe, gleiche Koſt, gleiche Liegerſtatt, und gleiche Prügel.

Domingo hatte im Gefechte mit den päpſtlichen Soldaten ſein rechtes Auge eingebüßt. ——„O herrliche Verfaſſung der chriſtlichen Länder!“ ſagte er bey ſich, wenn er in einem Stündchen der Ruhe ſein ſchwarzes Zuchthausbrot aß. — „Man verliert bey dir ſeine Ohren, wenn man Mädchen, die der Schöpfer zur Liebe ſchuf, ans Herz drückt, und man büßt ſein Auge ein, wenn man einen Meuchelmörder verfolgt, der ſich in eine Kirche flüchtet. — — Die Liebe brachte mich um meine Ohren, die Freundſchaft um mein rechtes Auge, und mein empfindſames Herz brachte mich ins Zuchthaus.“ — —

Nun war endlich der Tag ſeiner Erlöſung

herbey gekommen. Der Verwalter, der noch nie einen ſo ruhigen und geſitteten Züchtling unter ſeinen Händen hatte, erließ ihm einen guten Theil der vorgeſchriebenen Karbatſchſtreiche, und unſer Inſulaner war eben im Begriffe, dieſes Haus der Beſſerung zu verlaſſen, als man einen jungen, ſauber gekleideten Menſchen, mit Ketten beladen, zum Thore herein führte. —

Dem Wilden fiel die Geſichtsbildung dieſes neuen Ankömmlings auf. — — Er trat näher, und er wäre bald vor Staunen zur Erde geſunken, als er in dieſem Züchtlinge ſeinen Nebenbuhler, den Verführer ſeiner geliebten Luiſe, erblickte. — — — Er hätte ihn gern angeredet; aber die Wache hatte ihn bereits nach dem Orte ſeiner Beſtimmung abgeführt. —

„Was mag wohl dieſer Menſch verbrochen haben," fragte der Inſulaner, „daß er hier im Zuchthauſe iſt? Hat er vielleicht auch die geheiligte Freyſtätte der Kirchen verletzt, oder ſich mit der Wache herum geſchlagen, die ihn unſchuldiger Weiſe einziehen wollte? — Ich habe an mir den Beweis erhalten, wie leicht ein ehrlicher Mann in die Hände eurer ungerechten Gerechtigkeit fallen kann."

„Das iſt ein großer Böſewicht," erwiederte der Verwalter. Unſer menſchliches Zuchthaus wäre eine zu gnädige Strafe für ihn. — Er iſt lebenslänglich zur Galeere verurtheilt, und bleibt nur ſo lange bey uns, bis ein Transport nach Ancona abgeht. — — Weil er ein Fremder iſt, und wir aus gewiſſen Urſachen die Fremden ſchonen, ſo

kommt er noch ſo gelinde weg; ſonſt läg' er ſchon auf dem Rade." — —

„Ich habe den Menſchen im Valteline geſehen," ſagte der Wilde. — „Er gab ſich für einen Naturkundigen aus." — —

„Naturkundiger!" rief der Verwalter. — „Ein Spitzbube, ein Giftmiſcher iſt er, von dem ſchon lange die Steckbriefe herum gehen. — Er hat die Ruhe ſo mancher Familie geſtört, Weiber und Mädchen verführt und entführt, und die Entführten dann beraubt, und mit Gift vergeben. — — Schon in Como ſollte er den Lohn ſeiner Thaten davon tragen; aber er entſprang aus dem Gefängniſſe, und flüchtete ſich nach der Schweiz, wo er ein hübſches Weibchen entführte, das er, nach ſeiner eigenen Ausſage, an der Grenze

beraubte, und mit Gift aus der Welt ſchick-
te.“ — —

„Gott!“ rief der Inſulaner, „das war meine Luiſe — meine Luiſe“ — und hiermit ſtürzte er zur Thür hinaus, ohne dem Verwalter Zeit zu laſſen, von ſeinem Erſtaunen zurück zu kommen.

## Acht und dreyßigſtes Kapitel.

Was thut der Menſch nicht, wenn er in Verzweiflung iſt?

Des Inſulaners erſter Gang war nach der Wohnung des Engländers. Mißtrauiſch gegen alles, was nur Gericht oder Gerechtigkeit hieß, wollte er ſich ſelbſt überzeugen, ob ſein Freund noch lebe, oder nicht.

Der Gaſtwirth verſicherte ihn, daß er den Tag nach ſeiner Verwundung ſtarb, und daß

ſich ſein Bedienter ſelbſt zum Univerſalerben gemacht habe, indem er mit Sack und Pack davon lief.

„Gut!“ ſagte der Inſulaner: „nun ſind alle Bande zerriſſen, die mich noch an das Leben feſſelten. — Mein Freund todt — mein Luiſe todt — — Was ſoll ich hier machen? Noch länger ein Spott grauſamer Geſchöpfe ſeyn, die ſich Menſchen und Chriſten nennen? Ich habe keinen Vajocho im Sacke; und wer kein Geld hat, der muß in der Chriſtenheit Hungers ſterben. — — Ich kann keine von den Wiſſenſchaften und Künſten, von denen wir auf meiner glücklichen Gebuttsinſel nichts wiſſen, die aber in der aufgeklärten Chriſtenheit ſo unentbehrlich ſind. — Ich wäre auch nicht fähig, einen Acker zu beſtellen, oder ſonſt eine ſchwere Arbeit zu verrichten. — Die un-

gesunde Zuchthausluft, die elende Kost, und der am Herzen nagende Gram haben meine Gesundheit untergraben, meine Kräfte erschöpft. — Ja, seit dem ich das rechte Auge verloren habe, darf ich nicht einmahl auf die Ehre rechnen, mich für einige elende Kupferstücke vom Feinde todt schießen zu lassen — — — Also besser nicht seyn, als elend seyn!" rief er, mit thränendem, gegen Himmel empor gerichtem Blicke, und lief der Tyber zu. —

# Neun und dreyßigſtes Kapitel.

Ein kurzes — aber für empfindſame Seelen genug langes Kapitel. —

Er war ſchon nahe an der Engelsbrücke, als ihm ein Pilger begegnete, der matt und entkräftet an ſeinem Stabe herzog. —

Wer ernſtlich Willens iſt, ſich zu erſäufen, der bekümmert ſich wenig um Gegenſtände, die um ihn her ſind. — Der Pilger wäre alſo ſicher ſeinen Blicken entgangen: allein der

Nahme **Domingo**, der in seinen Ohren erschallte, brachte ihn zu sich. — Er faßte nun den Pilger ins Gesicht, der sich zitternd auf seinen Stab stützte, und mit halb verhülltem Gesichte vor ihm stand. —

Der Wilde erschrickt, staunt, zweifelt, und stürzt endlich dem Pilger in die Arme. — „Gott!" rief er, „Luise — du lebst!" — —

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

# Letztes Kapitel.

Ruhe ſanft, guter Inſulaner!

Ich endigte das vorher gehende Kapitel mit Gedankenſtrichen, damit jeder Leſer nach Belieben, nachdem ſeine Fantaſie einen hohen oder niedrigen Schwung nimmt, und nachdem ſein Herz leicht oder ſchwer zu rühren iſt, für ſich dieſe Scene ausmahle. — — —

Es war wirklich Luiſe, die ſich in Pilgerkleider geſteckt hatte, um ihren Domingo auf-

zusuchen — — aber es war nur mehr der Schatten von Luisen. — Reue, Noth und Krankheit hatten die Rosen von ihren Wangen gewischt. — Sie glich einer hinwelkenden Blume. — —

Ihr Verführer hatte sie zur Flucht mit ihm beredt. — Sie verkaufte das kleine Gütchen im Valteline, und nahm ihr übriges Vermögen mit sich; aber schon in der ersten Nacht beraubte er sie, und — entfloh, nachdem er ihr in einer Schokolade Gift beygebracht hatte. — —

Eine gute Portion Öhl, die sie zeitig genug zu sich nahm, schwächte die tödtliche Wirkung: aber das Gift ließ eine Entkräftung zurück, welche die zu frühe Geburt ihres Kindes nach sich zog, und ihr beständig

anklebte. — Ihr Herz ward nun von Reue und mütterlichen Schmerzen zerriſſen. — Sie erfuhr in Chiavena, daß unſer Inſulaner mit einem Engländer nach Rom gereiſet ſey. — Sie ſteckte ſich alſo in das Pilgerkleid, und eilte ihm nach, um, wie ſie ſagte, ſeine Vergebung zu erhalten, und dann zu ſterben. — Sie ſuchte ihn umſonſt; und wie hätte ſie ihn auch finden ſollen, da er im Zuchthauſe war?

Ihr Übel hatte ſich indeſſen in ein ſchleichendes Fieber verwandelt. — Sie verzweifelte, ihren geliebten Inſulaner je wieder zu ſehen. — Einige Kleinodien, die ihr Verführer, der Böſewicht, überſehen hatte, dienten ihr bisher zum Unterhalte; aber endlich verſiegte auch dieſe Quelle. — Arm, krank, das Herz voll Gewiſſensbiſſe und Reue,

ſehnte ſie ſich nach dem Tode — und ſie war eben im Begriffe, ihren entkräfteten Körper nach dem h. Geiſtſpitale hinzuſchleppen, und die Menſchheit um ein ruhiges Plätzchen zum Sterben anzuflehen, als ſie ihrem Domingo begegnete. — — Sie zitterte vor Furcht und Beſchämung, ihn anzureden — Endlich ſiegte die Liebe über das Schamgefühl eines von Reue durchdrungenen Herzens, und ſie ſprach den Nahmen Domingo. — So erzählte Luiſe ihre Geſchichte. — — Doch wieder zur Engelsbrücke! —

„Bringe mich nach deiner Wohnung," ſagte Luiſe mit ſterbender Stimme, als der Inſulaner ſie an ſein Herz drückte, „ich vergehe ſonſt in deinen Armen." —

„In meine Wohnung?" rief der Inſula-

ner. „O Luiſe! ich habe kein Fleckchen, wo ich mein Haupt hinlegen könnte — — aber gedulde dich; es wird ſich doch noch ein menſchliches Herz in Rom finden, das uns aufnimmt.“ Hiermit führte er ſie zu einem Steine nahe an der Brücke. — „Ruhe aus,“ ſagte er, „bis ich zurück komme — Ich bin bald bey dir.“ — —

Er hatte mehrere Gaſſen durchlaufen, um für ſich und ſeinen kranken Pilger ein Stübchen zu miethen — aber immer war die erſte Frage: ob er Aufgeld geben könne? und auf die Antwort, nein, war nirgend eine Wohnung vorhanden.

Er kehrte mit beklemmtem Herzen zu Luiſen zurück. „Komm,“ ſagte er, „laß uns dieſe heilige Stadt verlaſſen, wo Unmenſchlichkeit

und Habsucht zu Hause sind. Es liege hier ein armer Flecken in der Nähe, wo man uns eher aufnehmen wird. — Er reichte ihr den Arm, und sie wankten beyde, das Herz voll Freude, sich gefunden zu haben, aber auch voll Bilder der traurigsten Zukunft, nach santa Lucia. —

Ein armer Tagwerker war so gutherzig, sein Stübchen mit ihnen zu theilen. Der Insulaner kam nicht von Luisens Seite. Sie ward zusehends schwächer. — „Du hast mir vergeben," sagte sie mit gebrochener Stimme — „nun sterbe ich ruhig."

„Ich sterbe mit dir!" rief der Wilde. —

Die untergehende Sonne warf eben ihren letzten Strahl auf diese Scene des menschli-

chen Elends, als Luise seine Hand an ihren Busen drückte — und den Geist aufgab. — Dem Wilden brach das Herz. — Er stürzte auf Luisens Leiche hin; und als der arme Tagwerker nach ihnen sah, fand er beyde todt. —

Ende.